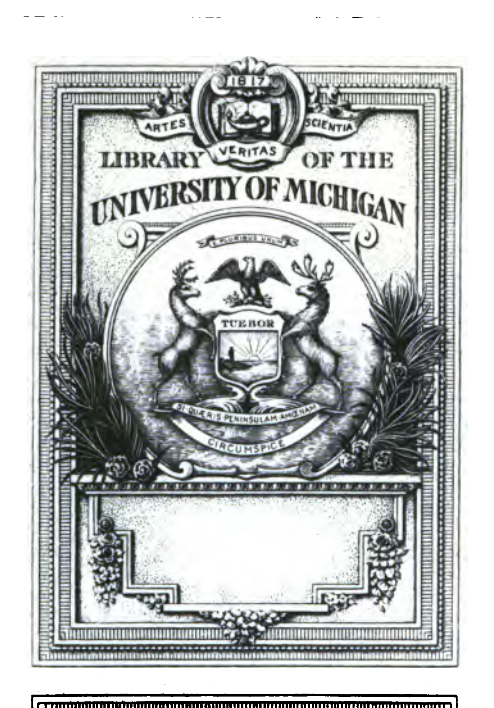

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Klippen

auf dem Heilsweg.

Von

J. F. Lobstein,
weil. Pfarrer in Basel.

Mit einem kurzen Lebensabriß des sel. Verfassers.

Zweite autorisirte Auflage.

Basel und Biel,
Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff).
1860.

Inhalt.

Johann Friedrich Lobstein.

Mancher, dem die schriftstellerischen Arbeiten des nun vollendeten Pfarrer Lobstein zum Segen geworden, wünscht über den Verfasser Einiges zu erfahren. Diesen Wunsch zu befriedigen, zugleich auch, um zu zeigen, wie der Inhalt seiner Arbeiten aus tiefer Selbsterlebniß hervorgewachsen ist, dazu mag folgender kurze Lebensabriß dienen.

Zu Straßburg, den 9. Januar 1808, war Johann Friedrich Lobstein geboren, der Sohn eines Arztes. Von früher Kindheit auf nahmen die Seinen sich seiner Erziehung sorgfältig an. Besonders nahe kam er bald, durch Familienverhältnisse, seinen mütterlichen Großeltern. Hier herrschte noch die alte, gute, christliche Sitte. So ward der kleine Fritz zum Gebet angehalten und mit der heiligen Schrift und schönen Liedern, seinem Alter gemäß, vertraut. Die Lust am Lernen und am Umgang mit Büchern zeigte sich frühe, und neben dem Deutschen, das seine Muttersprache war, wurde das Französische nicht vernachlässigt. Der siebenjährige Knabe wurde einem Landgeistlichen in der Nähe der Vaterstadt übergeben, wo er einige Jahre zur Förderung seiner Kenntnisse verblieb. Hier erwachte in ihm die Freude an Dichtungen, und er selbst versuchte sich frühzeitig in allerlei Nachahmungen. Er vermaß sich sogar in größern Versstücken und dramatischen Arbeiten.

Hier auch machte eine Begebenheit auf ihn einen Eindruck, dessen er später oft Erwähnung that und welche wir darum anführen. Anfälle von Heimweh beschlichen ihn zuweilen; da zog er sich einst in die Scheune an ein Plätzchen zurück. Hier schüttete er sein Herz vor Gott aus und klagte ihm seine Verlassenheit, seine große Noth. Unter heißen Thränen bat er Ihn, Er möchte ihm irgend ein bekanntes Wesen aus der Heimath herbeiführen, welches ihn durch sein Erscheinen tröste, erquicke. Während er so flehte, rollte ein Wagen in den Hof. Der Knabe eilte zu sehen und sah nun den Großvater und die Tante ganz unerwarteter Weise aus dem Wagen steigen. Sie kamen von Straßburg und wollten nach dem Kleinen fragen. Nun war's ihm klar, Gott hatte ihn gehöret. Tief ergriffen begab er sich, noch bevor er die ankommenden Gottesboten begrüßte, zurück an seine Gebetsstätte und dankte aus voller Seele. — Später, in die Stadt zurückgekehrt, besuchte er ein Institut, damals wohlbekannt und ausgezeichnet durch dessen berühmten Vorsteher. Als er aber für die obern Klassen sich befähigt erwies, trat er in das protestantische Gymnasium, wo er zu den besten Schülern gehörte. Die alten Sprachen, besonders aber das Griechische, beschäftigten ihn mehr und mehr. So widmete er sich denn auch vorzüglich der Philologie, als er, 17 Jahre alt, die akademischen Studien begann, ob er sich gleich zu der Theologie bekannte. Es herrschte übrigens damals an der Hochschule der Rationalismus. Er selbst urtheilte später streng über diese und einige folgende Jahre, wo er, in Eitelkeit und Dünkel befangen, dem weltlichen Wesen huldigte. Er absolvirte, 21 Jahre alt, und begab sich nach Berlin. In

dieser Stadt wirkten damals in ihrer schönsten Kraft Schleiermacher und Neander, die für so manchen Jüngling die Führer zur Wahrheit geworden sind. Sie sprachen jedoch Lobstein wenig an; er zog ihnen den Umgang mit den Griechen der Vergangenheit vor, in welche ihn der berühmte Böckh, dem er sich anschloß, mehr und mehr einführte. Seine eifrige Beschäftigung mit der alten Litteratur konnte ihn dennoch vor mancher trüben Stunde nicht bewahren, in welcher er in der großen Stadt sich gar einsam fühlte. Diese Empfindung war ihm desto lebendiger, als er, mit dem Bedürfniß des Umgangs, sich dennoch nicht leicht an Gefährten anschloß.

Eine schöne Reise brachte ihn nach achtmonatlichem Aufenthalt über Greifswalde, Rügen, Kopenhagen, Hamburg, Holland und Belgien nach Paris. Damals war Europa, besonders aber Paris, in voller Aufregung und allerseits traten dem Jüngling die bedeutendsten Erscheinungen entgegen. Er aber war zu sehr von sich selbst und seinen Aufgaben eingenommen, als daß ihm, was um ihn herumwogte, tiefere Eindrücke mitgetheilt hätte. In Paris selbst traf ihn, nach acht bis neun Monaten, der Ruf zur Professur der alten Sprachen an dem Lyceum zu Mühlhausen. So verließ er denn gegen Ende des Jahres **1831** die Hauptstadt, in Gesellschaft des spätern Pfarrer Berny, welcher zum Vorstand desselben Lyceums ernannt worden war. Keiner von beiden ahnte, als sie ihre Anstellungen bezogen, wie Gott noch umgestaltend eingreifen würde in ihre innern und äußeren Verhältnisse. *)

*) Eduard Berny starb als Geistlicher der Pariser Gemeinde, in Straßburg 1854.

Mühlhausen, wo Lobstein von 1831 bis 1841 verblieb, sollte für ihn gleichsam eine zweite Vaterstadt werden, dadurch, daß sie die Geburtsstätte seines geistlichen Lebens ward.

Die schönen Kenntnisse, welche er sich gesammelt, befähigten ihn durchaus zu der Stellung, die er einnahm; doch eine große Reizbarkeit eignete ihn weniger zum Unterricht von Knaben des Alters, das ihm zufiel, und die Aufgabe ward noch schwieriger dadurch, daß man inmitten der industriellen Interessen den Werth der alten Sprachen bedeutend unterschätzte. Auch beschlich ihn oft jene Unruhe, von welcher Augustin sagt: „Du hast uns für Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es in Dir ruhe." Nun vergrub er sich mehr und mehr in seinen Liebling, in Plato, und suchte durch lebendiges Aneignen der erhebenden Ahnungen des großen, sinnenden Griechen über die Tiefen sich hinwegzuträumen, in welchen „das Sehnen aller Kreatur und die Angst nach Befreiung vom Dienst des vergänglichen Wesens" unverstanden und oft quälend sich kund gab. In seinem längern Gedicht, die platonischen Weihestunden, und in der vorzüglichen Uebersetzung der zweiten olympischen Ode Pindars haben wir die Frucht langer und fleißiger Arbeit aus jener Zeit.

In den Vakanzen besuchte Lobstein gewöhnlich die Seinen in der Vaterstadt und erholte sich gerne auf längern Fußreisen. Bei einer solchen Gelegenheit, nach einem anregenden Aufenthalt Tholuks in Straßburg, ging ihm zuerst, in Gesprächen mit einem durch den Umgang und die Schriften des gläubigen Theologen ergriffenen Bekannten, die Bedeutung des Begriffs und Wesens der

Sünde auf und ihre Beziehung zur Versöhnung in Christo. Von jenen Gesprächen an datirte Lobstein seine beginnende Aufmerksamkeit auf die höhere Wahrheit.

Die Jahre 1837 bis 1839 predigte und wirkte mit mannigfachem Segen ein französischer Geistlicher zu Mühlhausen; auch Lobstein gesellte sich zu dessen Zuhörern und nun geschah es, daß „der Zug des Vaters zum Sohne" in ihm sich fühlbar machte. An einem Sonntag, wo die Predigt über 2 Kor. 4, 5 gehandelt hatte, wandte sich Lobstein persönlich an den Geistlichen und begrüßte ihn mit den vielsagenden Worten: „Wie müssen Sie glücklich sein, glauben zu können!" Von dieser Stunde an war ihr Umgang ein häufiger und immer erfolgreicher. Langsam jedoch nur und mühsam entrang sich des Ergriffenen Vernunft der rationalistischen Anschauung. Dabei leisteten ihm die Reden Vinet's, welche er ernstlich las, die wesentlichsten Dienste. Er wandte auch seine Aufmerksamkeit, zuerst mit philologischen Absichten, dem Neuen Testament wieder zu. Bei der Erforschung desselben jedoch erwachte zugleich eine höhere Erkenntniß. Das Gewissen that sich mit seinem Ernste kund; geschärft wurde dessen Macht durch die Mahnungen bald dieser, bald jener Predigt. Nach und nach übertönte die Stimme Johannis des Täufers das eitle Geschwätz und Räsonniren der wohlgefälligen, weltlichen Einbildungen; sie sprach von Sünde und Gericht, mahnte zu Buße und Sinnesänderung. Da trat die alte Welt mit dem schönen Heidenthum in den Schatten, ja noch mehr, das Wesen des natürlichen Herzens, die Fleischeslust, die Augenlust, die Hoffahrt des Lebens ward vom Geiste Gottes aufgedeckt und gestraft. Die Worte des

heiligen Gesetzes und der lockende Ruf der Gnade wirkten immer gewaltiger, bis die überwundene Seele zu den Füßen des Heilands der Sünder und des ewigen Trösters niedersank und ihm sich hingab. Wie wohlthuend wurde damals für ihn ein kleiner Kreis gläubiger Freunde, der sich ihm aufschloß und ihn treulich aufnahm. Die Stunden, wo die paar Freunde, regelmäßig zur Betrachtung des Wortes Gottes, zum Gebet, zur traulichen Besprechung beisammen saßen, sind ihm unvergeßlich geblieben und bis zu seinem Heimgang fühlte er sich in Dank und Liebe mit diesen Freunden verbunden. Sein Briefwechsel giebt davon rührende Beweise.

So war denn Lobstein für das Evangelium gewonnen. Das neue Leben wuchs und trieb. Die Einsamkeit hatte sich belebt durch die erfahrene Gegenwart Gottes im Gebet. Mit dem Licht der Wahrheit beleuchtete er sein Inneres mehr und mehr, und mit den geistlichen Waffen bekämpfte er die gebrochene Macht des alten Wesens. Wie gerne auch besuchte er nun einige arme Familien, welchen er das Evangelium vorlas; bei einer solchen Veranlassung äußerte er sich einst gegen jenen Prediger mit den Worten: „Hätte mir vor einiger Zeit jemand gesagt, ich würde in diesen feuchten Behausungen des größten Elends einst mehr Freude finden als in meinem netten Zimmer bei den schönen Büchern, nie hätte ich es geglaubt."

Ermuthigt durch seine Freunde, bestieg im Jahre 1840 Lobstein die Kanzel und predigte nun einige Mal in Mühlhausen, häufig aber in einer Nachbargemeinde. Diejenigen, welche ihn damals hörten, erinnern sich gar wohl des Ernstes und der Entschiedenheit, mit welchem

er sein Zeugniß ablegte. Seine Rede war ergreifend. Die natürliche Gabe der Dichtung und das tiefere Studium der Sprache wurden nun der Wahrheit dienstbar.

Damals aber herrschte zu Mühlhausen unter dem Einfluß einiger Persönlichkeiten eine dem Evangelium entschieden feindselige Stimmung. Lobstein sollte deren Opfer werden, um so mehr als seine Gaben und sein Eifer ihn nur verhaßter machten. So brachte man es dazu, daß er im Lauf des Jahres 1841 seine Professur aufgeben mußte und auch bald darauf jener Nachbargemeinde, welche ihn zum Geistlichen verlangte, und an welcher er sehr hing, rundweg abgeschlagen wurde. So verließ er sein theures Mühlhausen nicht ohne Kummer; doch hatte er daselbst, wie er es oft den Freunden schrieb, einen überschwänglichen Trost gefunden. Aus den harten Prüfungen ging er muthig hervor und, entschieden für das Predigtamt, ließ er sich in seiner Vaterstadt dazu weihen. Ein Vorfall aus jener Zeit mag beweisen, wie er fertig war mit seiner Vergangenheit und welche große Umwälzung in ihm sich vollendet hatte.

Eine auserlesene Bibliothek hatte er sich im Verlauf der Jahre gesammelt; an ihr fand er lange sein größtes Wohlgefallen. Diese verkaufte er nun, sich beschränkend auf die Bibel und die Bibel erklärenden Werke. Gebet, Betrachtung des Wortes Gottes, Predigten und ein wohlthätiger Umgang mit verwandten Seelen füllten die Monate aus, welche er meistens bei den Seinen zubrachte, bis ihm ein neuer Wirkungskreis eröffnet wurde.

Ende April 1842 begab er sich nach Freiburg in der Schweiz, wo er bis Oktober desselben Jahres den Geist-

lichen ersetzte. Er arbeitete da mit rechter Freudigkeit und wäre wohl auch in der Stelle geblieben, wenn seine deutsche Predigt den Landbewohnern verständlicher gewesen wäre.

Was überhaupt einem Jeden so schwer fällt, was aber besonders dem ungeduldigern, leicht erregbaren Gemüth Lobsteins unerträglich sein mußte, ward nun reichlich über ihn verhängt. Er sollte warten lernen. Beinah ein ganzes Jahr floß hin, ohne daß sein Wunsch, eine Pfarrstelle zu erhalten, sich erfüllte. Zwar predigte er oft und manche Aussicht hatte sich auf Wochen eröffnet, doch auch wieder erfolglos. Freilich, für jede Gemeinde fühlte sich Lobstein nicht gleich tüchtig. So geschah es, daß er zuletzt den Ruf zum Geistlichen der freien deutsch-reformirten Gemeinde in Odessa (Rußland) annahm, wo er vom Oktober 1843 an sich aufhielt. Dieser Posten hatte große Schwierigkeiten für ihn. Sie erwuchsen theils aus der streng reformirten Richtung einer Anzahl der Gemeindeglieder, theils aus den entgegengesetzten Klassen der Gesellschaft, aus welchen die Zuhörer bestanden. Doch fand er in der Folge an mancher Seele eine süße Erquickung in der Offenbarung der seligmachenden Kraft des Evangeliums, und auf seinem Sterbebette erfreute ihn auch der Gedanke, daß er diese und jene Seele bei seinem Herrn finden würde, welchem er sie damals zuführen durfte.

In Odessa, wohin ihm 1844 seine Verlobte gefolgt war, gründete er seine Familie, und da ward ihm sein erstes Kind geboren.

Immer reger jedoch ward der Wunsch, in die Heimath zurückzukehren, da die besagten Schwierigkeiten sich nicht

lösen wollten und das warme, weiche Klima der Gesundheit seiner Gattin nachtheilig wurde. Als sich denn endlich einige Aussicht aufthat, gab er seine Entlassung und reiste, nach langen Mühseligkeiten, im Oktober 1848 mit Frau und Kind zurück. Hier nun begann eine neue Wartezeit von einem halben Jahr. Wie schwer war sie ihm! Im Juni 1849 übernahm er den Posten als Geistlicher der unter Katholiken weithin zerstreuten Protestanten des Departements der Vogesen, und bezog Epinal. Bis 1852 im September bekleidete er diese Stelle, wo er hin und her pilgerte, auf Entdeckung seiner Glaubensgenossen ausgehend, die Erkalteten anfeuernd und selbst angefeuert durch einen segensreichen Umgang. Hier, wo er beinah ausschließlich französisch predigte, übergab er sein erstes Büchlein der Oeffentlichkeit. Er war von christlichen Freunden dazu aufgefordert worden und gab ihren Wünschen Gehör, obgleich er mehr, wie irgend jemand, das Mangelhafte seiner Leistungen einsah und hervorhob.

Im September 1852 vertauschte er Epinal gegen Genf, wo er als Professor der neutestamentlichen Exegese an der theologischen Schule angestellt wurde. Aus seiner Einsamkeit sah er sich nun plötzlich in einen Heerd evangelischer Bewegung versetzt und von thätigen, erprobten Glaubensgenossen rings umgeben, mit welchen er sich in herzlichem Einverständniß fühlte. Hier genoß er viele Freundschaft und Bruderliebe: sie war ihm reiche Entschädigung für manche lange Entbehrung. Seine Vorlesungen jedoch, welche mehr den erbaulichen als den belehrenden Charakter hatten, waren von den Studirenden weniger geliebt als seine Predigten von seinen Zuhörern. Erstere wurden nach einiger

Zeit aufgegeben und nun trug man sich mit dem Gedanken, Lobstein zum Prediger an der freien Kirche zu ernennen. Da erging von der französischen Gemeinde in Basel ein Ruf an ihn. Nicht ohne einiges Widerstreben entschloß sich Lobstein, die schöne Stadt und den lieblichen Kreis zu verlassen, mit welchem er in innigem Verkehr blieb und der nach seinem Heimgang seine thätige Sorge auf die hinterlassene Familie noch ausgedehnt hat. Er traf im Juli 1853 in Basel ein, wo er, bis zu seiner Uebersiedelung in die ewigen Wohnungen, mit möglichster Treue und jedenfalls mit wachsender Freudigkeit arbeitete.

Unterdessen hatte sich seine Familie vermehrt und manche häusliche Prüfung war über ihn gekommen. Zwei Kinder waren ihm wieder abgefordert worden und seine Gattin hatte Zeiten der Kränklichkeit durchgemacht. In Genf hatte eine Feuersbrunst, wobei er selbst große Gefahr gelaufen, einen Theil seines Eigenthums zerstört und manches Provisorische in der äußern Stellung hatte, Sorgen erweckend, Monate angedauert. Doch durch Alles hatte der Herr freundlich durchgeholfen und stets hatten Sein Wort und die Macht des Gebetes die Oberhand behalten.

Die ruhigste Zeit seines Lebens war Lobstein in Basel geworden. Es knüpften sich da, auf dem lieblichen Grund der Genfer Eindrücke, ähnliche Beziehungen und die neue Thätigkeit entsprach ganz den Wünschen. Außer der Predigt und den Pfarrfunktionen beschäftigten ihn die seit Epinal fortgesetzten Veröffentlichungen, auf welchen ein merklicher Segen lag und die mit Anerkennung und Dank aufgenommen wurden. Die Zahl derselben ist ziemlich an-

gewachsen und nachdem Lobstein sich bloß in französischer Sprache versucht hatte, gab er seine letzte Arbeit in der ihm immer theuern Muttersprache heraus.

Ueber seine letzte Zeit schrieb er, einige Wochen vor seinem Heimgang, und weit entfernt davon, diesen zu ahnen: „Ich kann sagen, daß diese gegenwärtige Zeit die glücklichste meines Lebens ist. Wir können nur loben und danken, nach einem so ernsten und mörderischen Jahr, und wollen uns einen recht freudigen Glauben anschaffen, damit wir auch dieses Jahr zum Voraus ein Segensjahr nennen können." Aus diesen glücklichen Verhältnissen wurde er nun schnell herausgenommen und in die Hütten des himmlischen Vaters verpflanzt. Da sein Ende manchem Gemüth einen Eindruck hinterlassen, so möchte Einiges davon erwähnenswerth scheinen.

Den 12. Januar predigte Lobstein noch über die Worte: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer." (Jes. 54, 10.) Den zweiten Morgen darauf erwachte er unter heftigen Brustschmerzen und Beklemmungen und die Seele voll trüber Todesahnungen: seine ersten Worte handelten von seinem wahrscheinlichen Ende. Den körperlichen Leiden gesellte sich geistige Unruhe und innere Dunkelheit bei, welche vier Tage, bis zur Nacht vom Samstag auf den Sonntag, andauerte. Er selbst sagte letztern Tag: „Ich hatte viele Kämpfe in diesen letzten Tagen, da wählte M. (welcher diese Nacht bei ihm wachte) beim Lesen der Psalmen den 20ten; den hatte mir Herr M. als Loosung bei meiner Abreise nach

Basel mitgegeben; nun schwanden sogleich meine Kämpfe. Die Lieben von Genf!" Von Dankbarkeit und Liebe, von der seligen Gewißheit der zukünftigen Freuden floß nun seine Seele über. Diese Gefühle kleideten sich am liebsten in Worte der h. Schrift, welche er sich so lang und treu angeeignet hatte. „Mich dürstet nach dem Wasser, von dem der Herr sagt: Wer das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten," so sprach er zu dem Freund, der ihm die Erfrischung reichte. Der letzte Sonntag und Montag, welche er hienieden verlebte, waren besonders lieblich. Seiner nahen Auflösung in sich selbst gewiß, verfaßte er am Morgen jenes Tages den Abschied an seine Gemeinde, welcher ihr auch verlesen wurde. Vor einigen Gliedern derselben, welche ihn besuchten, äußerte er seine Freude über den bevorstehenden Heimgang und wechselte mit ihnen freundliche Worte. Ja, dem Einen sagte er: „Ich werde zwar nicht aus dem Gesangbuch singen, an dem wir so fleißig gearbeitet haben, aber im Himmel werden wir zusammen singen." Er hatte großen Frieden. „Ich hätte nie gedacht," sagte er, „daß ich einen siegbewußten Tod haben würde. — Wohl gehe ich durch die Stufen des Sterbens, doch der Herr führt mich sachte von der einen zur andern. — Der Gesichtskreis dehnt sich aus, mehr und mehr; man kommt in ein lichtvolles Land, ein himmlisch Italien. — Jetzt verstehe ich die Stelle: „Dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche und dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit:" Der Heiland entzieht mich dem Verweslichen, mir ist's, als wäre ich schon im Unverweslichen. — Das Gebet wird ein anderes; es wird

ein leidendes; man empfängt bloß; das gewöhnliche Gebet ist schon ein zu langsames Verkehrsmittel mit dem Heiland; nun ist der Umgang unmittelbar und bleibend." Solche Worte sprach er mit Unterbrechungen und sehr ruhig. Wie dankend äußerte er sich über seine Gemeinde, die christlichen Freunde nah und fern! Auch von seinen nächsten Anverwandten waren zu seiner Freude einige herbeigeeilt. Die Schmerzen wurden sehr empfindlich, da sagte er wohl auch: „traurig, aber allezeit fröhlich; sterbend und siehe, wir leben." Sehr gestärkt fühlte er sich immer durch Vorlesen der h. Schrift und Gebet. Oft wiederholte er: „Es sind deren viel mehr für uns, als wider uns." „Der Teufel hat keine Macht über die Kinder Gottes, er plagt sie nur." Als beim Anbruch des Montags, auf die Frage nach der Uhr, ein Freund zu ihm sagte: „Es bricht vielleicht Ihr schönster Tag an," so erwiederte er: „In der That, es wird keine Nacht da sein und nicht bedürfen einer Leuchte noch des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit." (Offenb. 22, 5.) Im Lauf eben dieses Tages sah er noch mehrere Freunde. Zu dem Einen sagte er: „Als Sie neulich ausgeführt haben, daß unsere Vereinigung mit Christo nicht bloß eine moralische, sondern eine metaphysische sei, eine Wesensumwandlung, — dem geb' ich mit beiden Händen meine Zustimmung. Ich erfahre schon etwas davon." — Ein andermal: „Man dringt in das Privatleben des Herrn, in eine Welt, wo man angesehen ist; da sind die dienstbaren Geister ausgesandt zum Dienste, um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit." (Hebr. 1, 14.) — „Wahr-

lich, der Tag des Todes ist besser, denn der Tag der Geburt." (Prediger 1, 2.) Oft hörte man ihn die Worte wiederholen: „Die Rechte des Herrn behält den Sieg."

Nach diesen trostreichen Tagen, wo sich die Macht des innern Lebens auf eine so klare Weise kund gegeben, und den Todkranken über alle Anfechtungen und Sorgen erhob, und nachdem er Abschied genommen von seinen Geliebten, die er zuversichtsvoll den Händen seines Erlösers überließ, stellten sich noch einige Tage ein, welche den Umgebenden schwer werden mußten. Die Krankheit gestaltete sich vollständig in ein Nervenfieber um und es trat ein beinahe anhaltendes Delirium ein, welches freilich immerfort auf dem geistlichen Gebiet sich bewegte und worin er sich oft mit großer Schärfe über sich und seine Leistungen vernehmen ließ. Zuweilen wurde er sich seines Zustandes und seiner Umgebung bewußt. So zogen sich die letzten Tage hin, während welcher die Aerzte noch allerlei Mittel fruchtlos versuchten. Freitag Morgen um ½10 Uhr entschlief er, umgeben von den Seinigen und den nächsten Freunden, nachdem er noch um 6 Uhr Zeichen des Bewußtseins gegeben hatte. Sonntags darauf wurde er beerdigt. Sein Amtsgenosse und Freund wandte auf ihn die Worte aus Josua 1, 2. an: „Moses, mein Knecht, ist gestorben." — Für die Feierlichkeit hatte Lobstein selbst einige Tage vor seinem Ende die Worte bezeichnet: „Es müsse Frieden sein inwendig deinen Mauern und Glück in deinen Palästen." (Psalm 122, 7.)

Wir schließen mit den Ausdrücken, welche Pfarrer Kramer gebraucht: „Erzählte ich alle Erfahrungen, welche der Sterbende noch durchlebt hat, so wäre es für manchen,

als redete ich von den Höhen unsrer Alpen, von der Aussicht, welche sie erschließen und von der Luft, welche man da einathmet, zu irgend einem Fremden, der nie aus dem dichten und schweren Dunstkreis der Ebene gekommen wäre."

Diese Erfahrungen aber hatte der Hingeschiedene darum gemacht, weil er gewiß war, daß „weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes ihn scheiden mochte von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, seinem Herrn." Denn „da er gewandelt hatte nach dem Lauf dieser Welt und den Willen des Fleisches that und der Vernunft, hat Gott, der da reich ist an Bamherzigkeit, durch seine große Liebe ihn lebendig gemacht sammt Christo und ihn sammt Ihm in das himmlische Wesen gesetzt. Dasselbige ist Gottes Gabe."

Verzeichniß der Schriften
von
J. F. Lobstein.

Geheimnisse des Herzens. 2. Aufl. Fl. 1., 16 Ngr., Frcs. 2. Uebersetzung von l'anatomie du coeur.
Klippen auf dem Heilsweg. (Quelques maladies spirituelles.)
Weckstimmen, tägliche, oder Eine Schriftstelle kurz beleuchtet auf alle Tage im Jahr. 2. Aufl. Fl. 1. 24 Xr., 24 Ngr., Frcs. 3.*)
Wirken, das, der Gnade an den Seelen. 30 Xr., 9 Ngr., Frcs. 1. 10 Cts. (Quelques travaux de Dieu dans les âmes.)
Worte, die letzten. (Dernières méditationes.)
La parole de Dieu et les causes de sa Puissance. 12 Xr., 4 Ngr., 40 Cts.
L'année chrétienne ou une parole sainte méditée pour chaque jour. 2 édition. Fl. 2. 18 Xr., Thlr. 1. 10 Ngr.
L'anatomie du coeur. 15 méditations. Fl. 1., 17½ Ngr.
Les fêtes chrétiennes exposées en 20 méditations. 40 Xr. 12 Ngr.
Dernières méditations (oeuvres posthumes). 52 Xr., 15 Ngr.
Quelques travaux de Dieu dans les âmes. 12 méditations. 30 Xr., 9 Ngr.
Tableaux évangéliques. 10 méditations familières sur l'ordre de la grâce. 24 Xr., 7 Ngr.
Quelques maladies spirituelles décrites en 12 méditations bibliques. 24 Xr., 7 Ngr.

Im gleichen Verlag sind ferner nachstehende empfehlenswerthe Schriften erschienen:

Passavant, Th., Abraham und Abrahams Kinder. Vom Verfasser des Naeman. Fl. 1. 20 Xr., 25 Ngr., Frcs. 3.
— —, Jakobs Kampf, 1 Mos., 32. Vom Verf. des Naeman. Zweite verbesserte Aufl. 30 Xr., 9 Ngr., Frcs. 1. 10 Cts.
— —, Naeman, oder Altes und Neues. 2 Kön. 5. Dritte verbesserte Aufl. Fl. 1. 12. Xr., 22 Ngr., Frcs. 2. 70 Cts.
— — der Sonntag. Vom Verf. des Naeman. 12 Xr., 4 Ngr., 45 Cts.
— —, Aus Venedig. Vom Verfasser des Naeman. 2 Bde. Geh. jeder Band Fl. 2. 12 Xr., Thlr. 1. 10 Ngr., Frcs. 4. 50 Cts. Geb. jeder Band Fl. 2. 48 Xr., Thlr. 1. 20 Ngr., Frcs. 6.

*) Das Werk „Tägliche Weckstimmen" ist keine Uebersetzung von „L'année chrétienne", sondern es sind zwei dem Inhalte nach verschiedene Werke.

I.

Der Geblendete.

Matth. 17, 1—8.

Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum und Jakobum und Johannem, seinen Bruder, und führete sie beiseits auf einen hohen Berg.

Und ward verkläret vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß als ein Licht.

Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm.

Petrus aber antwortete und sprach zu Jesu: Herr, hier ist gut sein; willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, Mosi eine und Elia eine.

Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieß ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.

Da das die Jünger höreten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschraken sehr.

Jesus aber trat zu ihnen, rührete sie an und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht.

Da sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand, denn Jesum allein.

Es leidet unsere menschliche Natur an einem doppelten Fehler; bald sehen wir Alles im schlimmsten, bald im schönsten Licht. Selten sehen wir die Dinge, wie sie sind. Es erzählt uns das Alterthum von zwei Weltweisen, von welchen der Eine immer weinte, der Andere immer lachte.

Diese zwei Philosophen existiren noch. Du findest den Einen bei einer gewissen Art von Leuten, welche immer klagen. Du frägst nach ihrem Befinden, nie steht's gut mit demselben. Da frägst nach ihren Geschäften, nie wollen sie gedeihen. Immer giebt es irgend etwas, das ihnen mißfällig, das ihnen ungenügend ist. Bei Andern ist's das Gegentheil. Da begegnest du dem Philosophen, der immer lachte: ein Nichts blendet solche Personen. Sind sie krank, so ist ein Wörtlein des Arztes hinreichend, sie mit Hoffnung zu erfüllen. Gehen ihre Geschäfte schlecht, so brauchst du ihnen nur irgend ein vortheilhaftes Unternehmen vorzuschlagen und schon sehen sie ihr Glück gemacht. Sind sie traurig, so giebt ihnen die Aussicht des geringsten Vergnügens ihre vorige Freude wieder. Sie sind immer unter dem Eindruck des Augenblicks; ihr Feuer erlischt so schnell, als es entbrennt. Dieser zweiten Art von Charakteren begegnen wir auch im christlichen Leben. Es giebt viele Christen, welche sich leicht blenden lassen. Es sind solche, welche eine lebendige Einbildungskraft und zu wenig Nüchternheit haben. Diese Gemüthsverfassung wollen wir zum Gegenstand unserer Betrachtung nehmen. Wir haben die Verklärung Jesu Christi vor uns. Dieser Geschichte können wir eine allgemeinere Anwendung geben. Wie die Jünger des Heilandes von der Herrlichkeit ihres Meisters, die sie vor sich sehen, geblendet sind, so erscheinen auch Himmel und Erde manchen Christen in ihrem Leben in einem höhern Glanze. Es sind auch Verklärungen, welche aber nicht von Dauer sind. Petrus will auf dem Thabor Hütten machen; aber das helle Licht, das ihn umgiebt, schwindet wieder. Der verklärte Christus wird wieder ein bloßer

Mensch, die zwei himmlischen Gestalten entweichen und die Jünger müssen wieder den Berg herabsteigen und ihre Netze auf's Neue zur Hand nehmen.

Im Christenleben giebt es ähnliche Zeiten. Wir können diese Zeiten Tage der Blendung nennen. Es giebt deren mehrere Arten. Wir heben drei derselben hervor. Wir können von den Umständen, wir können von den Menschen, wir können von den innern Erlebnissen geblendet werden. Beschauen wir uns diese drei Arten näher.

Es treffen oft in unserm Leben die Umstände auf eine so glückliche Art zusammen, daß wir davon wie geblendet werden. Wir haben eine glückliche Nachricht erhalten, und unser gewöhnliches Leben wird dadurch gleichsam verklärt. Wir sind von einer Befürchtung befreit worden, da ist uns plötzlich, als ob alle unsere Wünsche erfüllt wären. Wir haben einen Erfolg gehabt, der vielleicht unsere Lage verbessert, und nun sind wir in Freude und Jubel. Ein Geringes verklärt oft unser Leben! Oft sind es nicht einmal wirkliche Dinge, die uns blenden; es sind bloße Gedanken. Man erbaut sich einen Thabor aus lauter Hoffnungen. Gewöhnlich lösen sich diese, eine nach der andern, auf. Wird man vernünftiger, wird man nüchterner dadurch? Neue Blendungen werden die früheren ersetzen. Berge von Plänen, Combinationen, Erwartungen träumt man sich vor. Nie sieht man das Leben in seinem wahren Schein; immer siegen die Vorspiegelungen der Einbildungskraft über die Wirklichkeit. Nach allen erfahrenen Enttäuschungen findet man sich wieder auf dem Thabor ein; man sieht schon die Hütten zugerichtet. So blenden uns die Umstände.

Nun sind zwei Fälle möglich: entweder entgehen uns die schönen Dinge, welche wir vor uns sehen, oder es fallen uns in der That die erhofften Güter zu.

Ich nehme den ersten Fall an. Ein Glück war uns nahe, das nun dahin ist. Unsere Aussichten täuschen uns, wir berechneten, wir urtheilten falsch, und von den Höhen der Poesie fallen wir in die Prosa zurück. Wie ist da die Lage zuwider, in welcher man fortleben muß! Wie grübelt man über Verlust und Niederlage! Aber anstatt sich nach bleibenden Gütern umzusehen, bleibt man, was man ist. Man klärt sich nicht im geringsten über sich selbst auf. Man will nur genießen, und darum findet man die Wahrheit nicht. Man verabscheut jede Selbstverläugnung, die Ertödtung des alten Menschen, oder ein schweigendes Harren in der Nähe des Herrn. Man will ein freudestrahlendes Christenthum und Berge, wo nur Milch und Honig fließt. Aber wer in dieser Richtung verbleibt, der kommt nicht nur nicht vorwärts, sehr oft endet er im Fleisch, was er im Geist begonnen.

Ist man glücklicher, wenn der andere Fall eintrifft?

Ihr seht vor euch ein herrliches Glück, und dieses Glück fällt euch zu. Ihr könnt es betasten und euer Herz damit sättigen. Seid ihr befriedigt? Ihr wähntet ein wirkliches Gut zu gewinnen, ihr habt nur ein Scheingut. Näher besehen sind all' unsere irdischen Güter nur Staub und Asche. Bald habt ihr euch an dieß neue Glück gewöhnt; noch einige Tage und ihr seid dessen überdrüssig. Es stellen sich die Enttäuschungen ein; zuerst seht ihr nur die schönen Seiten, nun werden die Dornen fühlbar. Man zahlt der Welt theuer ihre Begünstigungen und

die Stufen, welche sie uns ersteigen läßt. Ist die Täuschung dahin, so erkennt man, daß man nur Schatten ergriffen hatte; man eilt andern nach und wird dieselbe Erfahrung machen.

Ferner lassen wir uns durch Menschen blenden.

Es giebt Menschen, die im ersten Augenblick einnehmen. Sie haben Eigenschaften, die trügen und Bewunderung hervorrufen. Bald blendet uns das Aeußere eines Menschen. Es ist nicht immer die Schönheit. Manchmal läßt uns Schönheit unberührt, während uns ein gewöhnliches Aeußere fesselt. Es sind unerklärliche Sympathien; aber werden sie von Dauer sein? Dieß ist eine andere Frage. Oder es blenden uns nicht äußere, sondern innere Vorzüge, eine besondere geistige Gestalt, etwas Lebhaftes, Treffendes, Eigenthümliches. Oder es rühren uns Eigenschaften des Herzens, Bescheidenheit, Sanftmuth, Einfalt, vielleicht irgend eine schöne Handlung. Oder beim Anblick eines freudereichen Christenthums rufst du aus: „Wie glücklich, wer zu solcher Höhe gelangt ist!“ Alle diese Blendungen, welche zuletzt gleich sind, kommen uns von Menschen.

Aber auch hier muß man vom Thabor niedersteigen.

Nichts ist häßlicher, von Nahem gesehen, als der Mensch. In der Entfernung lieben wir uns Alle, bekomplimentiren wir uns Alle. Warum? Wir sind geblendet; wir zeigen uns einander immer im günstigsten Licht. Man verbirgt die Schattenseiten; man verdeckt sie mit einem Lichtgewand. Aber nimmst du dieses höfliche Wesen, diese Selbstgerechtigkeit, den Geistes- und Gefühls-Flitter weg, so bleibt nur der alte Mensch übrig. Je länger man zusammen ist,

desto mehr legt sich die gegenseitige Bewunderung. Willst du dein Ansehen bei jemandem erhalten: geh nicht zu oft zu ihm; bleibe nicht zu lange bei ihm; je näher man sich kennen lernt, desto mehr verliert man. Sind wir aber das Eine über das Andere enttäuscht, so fallen wir gewöhnlich in den Gegensatz. Wir waren für einander eingenommen, nun stoßen wir uns ab. Hast du einen Menschen genug genossen, so meidest du ihn; alles Blendende hat aufgehört. Aus Enthusiasten werden wir Menschenfeinde. Keinem Menschen trauen wir mehr; überall finden wir nur das Schlechte heraus. Früher war uns der Nächste ein Engel, heute ist er uns ein Teufel. Wir legen immer nur den Maßstab unserer Ansprüche an; wir sagen nicht: „Was du willst, daß Andere dir thun, das thue ihnen zuerst.“

Wir finden, daß der und der kaltherzig ist; wir selbst aber haben für ihn nicht die geringste warme Regung. Wir hatten von jenem Andern mehr Zartgefühl erwartet, doch bleiben wir ihm das gute Beispiel schuldig. Wir fordern von den Andern, daß sie Alles ertragen; und was ertragen wir, wenn es an uns ist? Wir sind von uns selbst geblendet, wie wir es von Andern waren. Auch der alte Mensch hat seinen Thabor, gleichwie die Jünger des Herrn. Von unsern eigenen Höhen müssen wir niedersteigen, wollen wir zu den Höhen Jesu Christi gelangen. Selbst auf diesen ist man Täuschungen ausgesetzt und hier berühren wir Blendungen, welche vielleicht am gefährlichsten sind.

Es kann der Christ von seinen innern Zuständen geblendet werden. Beim Beginn der Bekehrung verklärt sich Alles für uns. Wir sehen eine andere Erde, eine andere Sonne. Wir athmen nicht mehr dieselbe Luft; unsern

Flug haben wir nach den Bergen genommen, von welchen uns Hülfe kommt. Moses und Elias haben einen neuen Schimmer. Das Gesetz Gottes, die Weissagung, die ganze heilige Schrift haben vor unsern eröffneten Augen dieselbe Verklärung erfahren. Wir verlieren das Wohlgefallen an weltlichen Dingen und empfinden Wohlgefallen an den geistlichen; Friedensströme kommen von den Höhen und Freudenbrunnen inmitten der Thäler. Wir berühren den Heiland mit unsern Händen und betrachten mitleidig die unwichtigen Dinge dieser Erde. Wir errathen noch nicht, daß wir geblendet sind. Wir halten für Jesum Christum selbst, was nur das freudige Ueberströmen eines ersten Erwachens ist. Ach! uns erwarten harte Prüfungen! Noch ist die Zeit nicht da, wo wir auf dem Thabor Hütten bauen können. Dieselben Jünger, welche du auf dem Thabor erblickst, kannst du gar bald in Gethsemane sehen. Erst die Höhen, dann die Tiefen; heute die unaussprechlichen Worte aus dem Paradies; morgen die Faustschläge Satans; das Eine kömmt nicht ohne das Andere. Verlaß dich nicht auf dein Herz, weder auf dein weltliches noch auf dein christliches. Diese hohe Freude hält nicht an. Diese geistliche Trunkenheit ist nur eine Blendung; gieb dich diesem Schwindel nicht hin; Jesus Christus wird aufs Neue seinen Glanz verlieren. Er wird mit dir als ein gewöhnlicher Mensch vom Berge niedersteigen; doch sei getrost, er steigt nieder mit dir. Halte dich, nicht an seine Strahlen, sondern an seine Person. Halt im Gedächtniß was er ist, was er auf immer für dich gethan hat; miß die Dinge nicht nach dem, was du für ihn empfindest. Sage dir dieses, wann du in

dein gewöhnliches Treiben zurückgekehrt bist, in all die Prosa, in all die Netze des Lebens. Wie Jesus sich selbst entäußerte, so entäußert er auch die Seinen. Er will, daß sie im Glauben, nicht im Schauen, nicht im Gefühl wandeln. Was würde aus uns auf dem Thabor werden, wenn wir zu frühe unsere Hütten da aufschlügen? Hoffärtige oder Narren. Paulus, so demüthig er auch ist, fürchtet sich zu sehr zu erheben wegen der Herrlichkeit seiner Offenbarungen. Was sind wir, daß wir in Bezug auf uns sicherer sein könnten? Je höher man steht, desto tiefer fällt man, und die geistlichen Höhen sind die gefährlichsten. Oder, ist es nicht der Hochmuth, so ist es die Narrheit, die in uns Meister wird. Wir nenneten Glauben das Gold, das noch nicht im Tiegel gewesen; wir sprächen von christlichen Erfahrungen, ohne nur eine gemacht zu haben; wir hätten erhabene Anschauungen, die wir für geistliches Leben hielten. Das wahrhaftige geistliche Leben macht klein. Entkleiden muß man sich, um überkleidet zu werden. Man muß, sammt Christo, zu gleichem Tod gepflanzet werden, um auch der Auferstehung gleich zu sein. Derjenige, um deß willen alle Dinge sind und durch den alle Dinge sind, der da viele Kinder zur Herrlichkeit führet, heiliget sie, gleichwie den Herzog ihrer Seligkeit, durch Leiden.

Deine Täuschungen habe ich dir geraubt, was aber als Ersatz geboten? Es lebt der Mensch nicht von dem, was man ihm nimmt, sondern von dem, was man ihm giebt. Hab' ich dir nichts gegeben? Aus der lichten Wolke, welche die Jünger überschattete, kam eine

Stimme, die sprach: Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören. Und die Jünger, da sie ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand mehr, denn Jesum allein. Was sagt uns dieses? Daß aus allen Blendungen, welche uns oft die Wahrheit bergen, eine Gabe Gottes entspringt, welche am kostbarsten von Allem ist. Es ist Jesus Christus, er selbst. Er bleibt derselbe unter jeder Gestalt, er gehe mit uns hinauf oder hinab. Die lichten Wolken mögen zerrinnen: er behält seine Gestalt. An ihn weist uns Gott, wann des Lebens Herrlichkeiten schwinden. Es trügen uns die Umstände, die Menschen verändern sich, unser eigenes Herz führt uns irre; dieß Alles soll uns dahin bringen, daß wir unsere Augen aufheben und niemand mehr sehen, denn Jesum allein.

Die entschwindenden Scheingüter werden durch ein bleibendes Gut ersetzt. So steige denn nieder vom Berge, betritt die düstern Thäler, die deiner harren; weder Hohes noch Niederes kann dich von Christo scheiden. Eine unsichtbare Hand leitet dich; ergreife sie mit Vertrauen, du sehest sie oder nicht. Hören die süßen Erfahrungen auf, so gewinnt dein Glaube den großen Lohn der Nüchternheit. Verwechsle sie nicht mit der innern Dürre. Der Nüchterne ist zufrieden mit dem, was er ist. Er kann Beides, übrig haben und Mangel leiden. Er ist in allen Dingen und bei Allen geschickt; kann Beides, satt sein und hungern. Der Nüchterne vermag Alles durch den, der ihn mächtig macht, Christus.

Ist dieser Zustand nicht den Blendungen vorzuziehen?

Mit ihm hat der Glaube seine Stetigkeit und himmlische Ruhe. Anstatt gen Himmel zu fahren und in den Abgrund zu fahren, bleibt man auf der Erde in Ruhe und Sicherheit. Man fühlt sich mit Jesu Christo verbunden; man hat ihn gefunden, und alles Uebrige kann man entbehren. Auf dem Thabor, wie in der Tiefe, hat man denselben Heiland. Geht es auch auf und ab, so ruht doch unser Herz und hat einen festen Grund. Für diesen Zustand erzieht uns Jesus Christus dadurch, daß er mit uns vom Berge niedersteigt. Er führe uns nur zu unseren Netzen zurück, wir wollen sie gerne wieder anfassen. Es erbaut ja Alles, was man auch thun mag, thut man es für den Herrn. Die wahre Gottseligkeit hat die Verheißungen des gegenwärtigen wie des zukünftigen Lebens. Die drei Hütten, welche Petrus auf dem Thabor bauen will, können wir in unserer Häuslichkeit errichten. Halten wir uns nah' dem Herrn, nah' seinem Gesetz, nah' seinen Verheißungen. Auch dieß wird eine Verklärung sein. Es ist die des gewöhnlichen Lebens, wie sie aus der Nüchternheit des Glaubens hervorgeht. Aus allen Wolken, welche noch über uns kommen mögen, wird die väterliche Stimme zu uns sprechen: „Dieß ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.“

II.

Ein dreifacher Stand des Unglaubens.

Ev. Johannis 20, 26—29.

Und über acht Tage waren abermal seine Jünger darinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Thüren verschlossen waren, und tritt mitten ein, und spricht: Friede sei mit euch!

Darnach spricht er zu Thoma: Reiche deinen Finger her, und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig.

Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!

Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.

Die älteste Sünde ist der Unglaube. Als die Schlange Eva verführte, begann sie damit, daß sie das Wort Gottes verdächtigte. Wie! Gott hätte gesagt? So greift der Versucher zuerst das noch unversehrte Bild Gottes an. Ist einmal das Ansehen des Wortes Gottes erschüttert, so wird bald das Vertrauen in dasselbe wanken und das ursprüngliche Band zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer zerreißt. Die Schlange siegt und sogleich geht sie weiter. Wo das Vertrauen hin ist, ist keine Liebe mehr; man kann den nicht mehr lieben, dessen Wort verdächtig ist. Aber da unser Herz zum Lieben geschaffen ist, so schiebt der Feind der ursprünglichen Liebe eine andere unter: die Eigenliebe und Weltliebe nämlich. Die Schlange

beredet Eva, daß, welches Tages sie vom Baume ißt, ihre Augen aufgethan werden und sie wie Gott sein wird. Auch dieser Wurf gelingt und der Hochmuth ist eingepflanzt. Und wo die Hoffahrt geboren ist, da sind mit ihr die Keime aller Lüste. Das Ich, das nun Platz genommen hat, will befriedigt werden. Gott befriedigt es nicht mehr, es kann also nur die Welt oder das Fleisch sein. Eva sieht, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte. So sind nun Augenlust, Fleischeslust und hoffährtiges Wesen in Bewegung. Der Schöpfer wird durch die Welt ersetzt, die Liebe nach dem Geist durch die Liebe nach dem Fleisch; der Riß ist geschehen, das Bild Gottes ist dahin. Und ist so in der Seele das Werk der Sünde fertig, so fehlt nur noch die äußere That. Gott ist entthront, die ursprüngliche Ordnung umgestoßen, und man sieht voraus, was nachkommen muß. Eva nimmt von der Frucht und ißt. Die Uebertretung ist ins Leben eingeführt, und kaum ist Eva verführt, so wird es Adam auch durch sie. Alles geht rasch, nachdem die Lust empfangen hat. Sie gebieret die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret den Tod.

Dieß ist der geschichtliche Verlauf der Sünde, und verfolgst du diese Störung unseres Wesens bis zur Quelle, so triffst du da den Unglauben. Dieß ist wahr bei Eva, es ist wahr bei uns. Willst du die ursprüngliche Ordnung wieder herstellen: pflanze den Glauben wieder in den Grund der Seele. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Wenn du glauben könntest, sagt

Jesus Christus, so würdest du die Herrlichkeit Gottes schauen. Jesus Christus, da er das durch das erste Paar zerstörte Gebäude wieder herstellen will, erweckt immer zuerst den Glauben. „Kannst du glauben?“ so lautet die Frage, die er an alle seine Kranken richtet. Ist der Glaube wiedergekehrt, kehrt auch das Leben zurück. Und da ist kein Unterschied. Da Alle gesündigt haben, so sind sie Alle im Unglauben. Zwar äußert sich der Unglaube nicht immer auf dieselbe Art. Wenn der Auferstandene zu Thomas sagt: „Sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig,“ so kann sich dasselbe Wort an dreierlei Personen richten. Er kann es an denjenigen richten, der nie geglaubt hat; er kann es an denjenigen richten, der sich einbildet, er glaube, der sich aber täuscht; er kann endlich denjenigen meinen, welcher einst glaubte, der aber wieder ungläubig geworden ist. Diesen dreifachen Unglauben wollen wir näher untersuchen. Wendet sich Jesus Christus nicht an uns, wenn er spricht: „Sei nicht mehr ungläubig, sondern gläubig!“

I. Es giebt einen Unglauben, welchen wir den historischen nennen können: er bezieht sich auf die Thatsachen, welche den Grund unseres allerheiligsten Glaubens ausmachen. Unsere Grundlehren sind alle geschichtliche Thatsachen. Die Fleischwerdung Christi, sein Leiden, seine Kreuzigung, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, die Ausgießung des heiligen Geistes sind alles Dinge, die geschehen sind; es sind weder philosophische Anschauungen, noch Systeme. Dadurch erhebt sich der christliche Glaube über alle Religionen der Welt. Es können die Apostel sagen: „Das wir gesehen haben mit unsern Augen,

und unsere Hände betastet haben, das verkündigen wir euch." Dieß ist die tröstliche Seite unsers Glaubens. Er beruht auf geschichtlichen Ereignissen, und diese Ereignisse sind so einzig in ihrer Art, daß sie nicht menschliche Erfindung sein können. Dennoch giebt es Menschen, welche nicht glauben. Thomas ist einer derselben. Er glaubt nicht an die Auferstehung Jesu Christi. Sein Unglaube ist der historische. Andere glauben nicht an die Gottheit Christi; Andere verwerfen die Versöhnung, noch Andere die Wunder. Ist man ungläubig in Betreff eines Artikels, so ist man, ohne sich's einzugestehen, ungläubig in Betreff der Gesammtheit der Lehren, welche eine Einheit ausmachen. Warum giebt es solche Ungläubige? Sie sind nicht daran schuld, sagen sie; gerne würde ich glauben, sagen sie, allein ich kann nicht. Hinter diese Ausrede verschanzen sich alle. Aber Christus würde nicht sagen: Wer nicht glaubt, wird verdammt werden, wäre der Unglaube unwillkürlich. Erwecken wir recht in uns die Bedürfnisse unserer Herzen, so werden wir sehen, daß die großen Heilslehren genau diesen Bedürfnissen entsprechen. Die nicht glauben, glauben nicht, weil sie nicht erkennen wollen, daß ihr Herz verschlossen ist; und zu ist es, weil sie sich nicht demüthigen wollen. Immer liegt der Ausrede ein geheimer Stolz, eine schlechte Gewohnheit oder eine Unredlichkeit zu Grunde. Ich kann nicht glauben. Es kommt auch daher, daß man nicht betet. Läge einem wahrhaftig die Sache am Herzen, so würde man Gott Gewalt anthun und der Glaube würde kommen. Der Arme, der Hungers stirbt, bleibt vor der Thüre des Reichen, bis sie sich ihm aufthut; das glaubensdurstige

Herz würde ein Gleiches thun. Wer der sucht, der findet. Gott ist reich über Alle, die ihn anrufen, und das ernstliche Gebet vermag viel.

II. Der Unglaube kann auf eine andere Art zum Vorschein kommen. Wie es einen historischen Unglauben giebt, so giebt es einen praktischen. Wir nennen ihn Gleichgültigkeit. Es glaubt der Gleichgültige alles Mögliche. Er giebt, wenn ihr so wollt, die ganze Lehre der Schrift zu, und da er die evangelischen Thatsachen nicht läugnet, so bildet er sich auch ein, daß er den Glauben habe. Ein Solcher ist ruhig, und da er diese falsche Ruhe für Frieden hält, so bildet er sich ein, daß, wie er Frieden hat, er auch Glauben habe. Aber was sind Lehren ohne Wirkung auf die Seele? Sind dieß Ueberzeugungen? Jede Ueberzeugung ist ein Theil unseres Lebens; sie giebt uns das Geleite; sie ist uns Stab und Stecken in unsern finstern Thälern; wir haben sie dem Irrthum, dem Zweifel, den Kämpfen abgewonnen; in ihr siegt das Unsichtbare über das Sichtbare, das Unsterbliche über das Sterbliche. Hat der Gleichgültige Etwas der Art? Er glaubt; allein was ist ihm sein Glaube? Er glaubt an die Sündhaftigkeit, aber seine Sünden haben ihn nie gequält; er glaubt an Gott, aber sein Gott ist ein Gott der Todten und nicht der Lebendigen; er glaubt, daß Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen; aber er hat sich nie an ihn gewendet, um das Heil für sich zu begehren; er glaubt an den heiligen Geist; aber nie hat er sich gefragt: hab' ich diesen Geist empfangen? welcher Geist ist Herr in mir? Er glaubt an das Gericht; aber er hat nie im Geist sich vor

den Richterstuhl Gottes gestellt; er glaubt, nur sollst du ihn nicht in seinen Gewohnheiten stören; greifst du ihn am Gewissen an, so ist der Glaube fort. Was dem Gleichgültigen diese vollkommene Sicherheit verschafft, ist der Gedanke einer besonderen Toleranz. Er läßt dir deine Ansichten, damit du ihm die seinen lässest. Er bildet sich was ein auf seine Weitherzigkeit, welche der Bekehrte nicht hat, und diese Weitherzigkeit ist in seinen Augen ein Edelmuth, welcher besser ist als jeder Glaubensartikel. Er ist weder ein Spötter, noch ein Schwärmer; er nimmt die Menschen wie sie sind und die Zeiten wie sie kommen. Würde ein Jeder so handeln, so würde, nach ihm, jedermann in Frieden leben. Wir sagen, daß Gleichgültigkeit auch Unglaube ist. Da ist kein Glaube, wo keine Anhänglichkeit an die Dinge ist, die man hofft. Ist das Herz nicht gezogen, so ist keine Spur von Glauben da. Kann der Gleichgültige sagen, er habe einen Zug zu Christo, zum Gebet, zu dem, was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehöret, was in keines Menschen Herz gekommen? Er könnte ebenso gut ohne dieß Alles sein; nichts davon hat seine Theilnahme. Dieß ist ein Zeichen, daß er nichts davon begehrt, daß er nicht daran glaubt. Was ist ein Glaube, welcher den Willen nicht bestimmt? welcher keine Regung der Liebe, und vor Allem keinen Fortschritt erzeugt? Dieses Letztere ist hauptsächlich zu betonen. Der wahre Glaube ist eine Kraft Gottes, und der Saft eines neuen Lebens. Wo Glauben ist, ist Leben, wo Leben, da ist Entwicklung, Fortschritt, Heiligung: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden. Lege diesen Maßstab an den Gleichgültigen

und der Unglaube wird offenbar. Du siehst einen in seiner Wurzel erstorbenen Baum, ein stehend Gewässer anstatt einer lebendigen Quelle. Du kommst heute oder in zwanzig Jahren, immer findest du den Gleichgültigen gleichgültig; wo aber nur ein todter Glaube ist, ist der Unglaube.

III. Es giebt einen dritten Unglauben, welchen wir auf dem Glaubensboden antreffen. Es ist derjenige eines Jüngers, welcher schon geglaubt hat und wieder ungläubig geworden ist. Thomas hatte schon geglaubt; er war unter den Jüngern, welche mit Freuden zurückkehrten und sagten: „Herr, auch die Teufel sind uns unterthan in deinem Namen“ Aber derselbe Thomas glaubt nicht mehr. Der Tod Christi zerstört seine Hoffnungen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hat sich dieses Jüngers bemächtigt. Er fällt in einen so hartnäckigen Unglauben, daß er sogar sagt: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine Seite, will ichs nicht glauben.“ Es giebt im christlichen Leben mehr denn eine solche Gelegenheit, wo die Gläubigsten nicht mehr glauben. Es ist der Unglaube eines kleinmüthigen Herzens. Die Jünger, die Jesum in ihrem Nachen haben und die nicht umkommen können, da Jesus nicht umkommen kann, sind sie nicht Ungläubige, wenn sie rufen: „Herr, hilf uns, wir verderben!“ Ist der Glaube Glaube, so lange er nicht der Sieg über die Welt ist? Aber wir sehen, daß man Christum gefunden haben kann, daß man seinen Weg mit ihm gehen kann, aber ein Wirbelwind ist hinreichend, den Glauben wieder in Unglauben zu wandeln. Es giebt in dem christlichge-

sinntesten Herzen einen Grundstock von Kleinmüthigkeit, welcher uns erschrecken kann. Kaum ist Christus gestorben, so glaubt ein Thomas schon nicht mehr; und wie manche Lage giebt es, wo Christus für uns todt ist, wie er es für Thomas war! Was würde aus uns werden, müßten wir von unserm erworbenen Glauben leben! Es ist ein Werk, das jeden Morgen wieder neu beginnen muß, und ein Werk Gottes. Wie das Manna verdarb, welches die Israeliten aufbewahren wollten, so auch verderben unsere geistlichen Vorräthe, wenn wir aus denselben unser Leben ziehen wollen. Unsere Eindrücke dauern nur, wenn der Herr selbst sie erneuert. Heute glaubst du, weil dein Glaube allerlei sichtbare Stützen hat; brechen morgen diese Stützen zusammen, so wirst du sein wie Thomas. Es ist leicht zu glauben in einer gesicherten Stellung, mit einer erträglichen Gesundheit, oder in einer Häuslichkeit, wo Alles gut geht; aber müßten wir Hunger oder Durst leiden, müßten wir Blöße leiden, schlüge man uns ins Antlitz, wären wir nach allen Seiten irrend, müde durch unserer Hände Arbeit; müßten wir segnen, wenn man uns Uebles nachredet, dulden, wenn man uns verfolgt, beten, wenn man uns schmähet, müßten wir bis heute wie der Kehricht und ein Fegopfer der ganzen Welt geachtet sein, würden wir so erprobt, was würde aus unserm Glauben? Bewahrten wir unsere Rechtschaffenheit? Fänden wir Wohlgefallen in den Schwachheiten, in Schmach, in Nöthen, in Verfolgungen, in Aengsten um Christi willen? Ist es wahr, daß uns an seiner Gnade genügte und daß wir Alles für Schaden achten

würden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi Jesu, unseres Herrn? Man meint oft, es werde die heute erfahrene Hülfe uns morgen stärker im Glauben machen; aber irgend eine neue Angst, die uns befällt, zwingt uns, dieselbe Kleinmüthigkeit aufs Neue zu bekämpfen. Da glaubt man, diese letzte Angst ist die größeste, die am meisten Glauben erheischt; man hat eben die frühere Hülfleistung vergessen; vor Gott ist nichts groß, nichts klein. Das Herz ist ein bewegtes Meer, und der Wind, welcher am meisten darauf weht, ist der Wind des Unglaubens. Die einfachsten Lehren, solche, welche wir nie bezweifelten, nimmt uns der Unglaube jeden Augenblick. Du glaubst an das Dasein Gottes; aber wo ist dein Gott, wenn es gilt, dich an ihn festzuklammern? Nie hast du an der Vorsehung gezweifelt; aber wo ist deine Hingebung an diese väterliche Fürsorge, wenn dich die Menschen, wenn dein eigen Herz dich verläßt? Du glaubst an die Kraft des Gebets und an die Wahrheit der Verheißungen; aber wenn es gilt zu harren, während hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset, wirst du da nicht ausrufen: Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Ists denn ganz und gar aus mit seiner Güte? und hat die Verheißung ein Ende? Aber es giebt einen Fall, der bedenklicher ist als diese alle. Thomas will seinen Finger in die Wunde, seine Hand in die Seite Christi legen. So will sich eine Seele der Vergebung ihrer Sünden versichern. Heute glauben wir vielleicht daran; nichts scheint uns da einfacher wie diese Vergebung aus Gnaden, welche man uns verkündigt. Aber laß eine jener Stunden schlagen, wo deine

Sünden über dich hereinbrechen wie ein überfluthendes Meer, da scheint Alles leichter als eben dieser Glaube an eine solche Vergebung. Da muß Christus durch verschlossene Thüren eingehen; da muß er selbst zu dir sagen: „Reiche deine Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig."

Ist dieß die Macht des Unglaubens, giebt es darum keinen Unterschied zwischen einem Jünger und einem Weltkinde? Die Schrift antwortet hierauf: Eine jegliche Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, die wird ausgereutet; aber wir, die wir glauben, wir werden bewahret durch die Kraft Gottes zur Seligkeit. Der Weltmensch, wenn er in seiner Stärke ist, ist schwach; wenn der Christ schwach ist, so ist er stark. In ein und derselben Heimsuchung zeigt der Erste oft mehr Glauben als der Letzte; aber dieser Glaube ist kein Werk Gottes, und was nicht von Gott ist, vergeht. Dieses Loos trifft nicht den Jünger. Oft ist er als ein Sterbender, und siehe, er lebt; er ist unterdrückt, aber er kommt nicht um; seine Schwachheit bewahrt ihn; auf solchem Grunde läßt Gott seine Herrlichkeit leuchten. Er sei noch so arm, noch so kleinmüthig: ihn behütet die Kraft Gottes. Wären wir unsere eigenen Hüter, so gingen wir verloren; allein Gott behütet nur die Schwachen. Er läßt uns in dem irdischen Gefäß, auf daß die überschwängliche Kraft Gottes sei und nicht von uns. Können wir auch nur mit Zittern vorwärts gehen, so gehen wir doch vorwärts,

und wir kommen vorwärts, eben weil wir mit Zittern gehen. Unser kleinmüthiges Wesen hält uns fest am Herrn. Die Cedern des Libanon fallen um, das zerstoßene Rohr wird nicht zerbrochen. So läutert sich unser Glaube hindurch, bis zuletzt nur Christus bleibt. Er ist die Kraft unseres Lebens, nicht wir. Und das macht uns glücklich, wenn uns Leib und Seele verschmachten. Wir werden durch einen Stärkern bewahrt, als wir selbst sind. Durch uns selbst unvermögend, aber mächtig durch Christum, fürchten wir nicht; wir werden das Ziel erreichen. Der Anfänger unseres Glaubens ist auch der Vollender desselben. Gewiß, daß er kann unsere Beilage bewahren bis an jenen Tag, behalten wir gern das Gefühl unseres Elends, um den Ruhm Dem zu geben, der uns geliebet hat. Hat unser Glaube diesen Charakter, so ist er der rechte. Wir haben dann das Wort des Herrn verstanden: „Sei nicht ungläubig, sondern gläubig.“ Ein solcher Glaube wird die Herrlichkeit Gottes sehen.

III.

Die Selbstgerechtigkeit.

Lucas 18, 11. 12.

Der Pharisäer stand, und betete bei sich selbst also: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner.

Ich faste zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von Allem, das ich habe.

Wie man durch einen kleinen Spalt in ein großes Zimmer sehen kann, so reicht oft ein einziges Wort hin, um einen ganzen Charakter zu enthüllen. Die paar Worte dieses Pharisäers sind hinreichend, um uns in ihm das Wesen der Selbstgerechtigkeit erkennen zu lassen. Wir sehen, daß die Selbstgerechtigkeit bis ins Gebet sich drängt; ist sie da, so ist sie überall. Gott will uns aus Gnaden selig machen; sein Herz und sein Schatz stehen uns offen; der Eingang ins Himmelreich ist uns völlig gewährt, aber dieser Eingang wird von einem Riesen bewacht. Diesen Riesen muß man zuerst niederwerfen; die Waffen werden uns gegeben; der Sieg ist unser, wenn wir nach dem Gesetz kämpfen, aber kämpfen muß man. Unsere Selbstgerechtigkeit ist der große Widersacher; es ist der Feind, der uns am gefährlichsten ist und dessen man sich am wenigsten bewußt wird. Wir sehen, daß dieser Pharisäer den Tempel verläßt, wie er ihn betreten hat,

ohne Ergebniß für seine Seele. Daraus geht für uns hervor, daß, wenn wir uns selbst rechtfertigen, wir nicht gerecht sind; wir setzen nur unsern übrigen Sünden die Krone mit der Sünde auf, welche von allen die grössete ist. Und diesem Pharisäer begegnest du noch heute; du begegnest ihm unter den Zuhörern in der Kirche, in allen Familien, in allen Herzen. Die Ursache, warum so viel christliches Wesen eitel, so viele geistliche Uebungen resultatlos sind, warum so viele Seelen leben und sterben, ohne die Vergebung ihrer Sünden empfangen und ohne ihren Frieden mit Gott gemacht zu haben, liegt in der Selbstgerechtigkeit. Fassen wir das Bild dieses Pharisäers genauer ins Auge, ist es nicht auch das unsrige? Woran erkennt man die Selbstgerechtigkeit? Welches sind die Hauptarten derselben und worin besteht die Sünde dieser falschen Gerechtigkeit? Welchen Folgen setzt sie uns aus? Auf diese drei Fragen wollen wir uns beschränken und wir brauchen nur den geistlichen Zustand dieses Pharisäers zu untersuchen, um über diese drei Punkte ins Klare zu kommen.

I. Woran erkennt man die Selbstgerechtigkeit?

Dieser Pharisäer läßt uns drei Hauptcharaktere unterscheiden. Bevor wir auf sein Gebet horchen, wollen wir den Menschen selbst uns ansehen. Oft liegt schon in dem Ton, in den Gebärden, in der Haltung eines Menschen Etwas, das spricht und errathen läßt, weß Geistes Kind er ist. Dieser Pharisäer geht zum Tempel mit festem Schritt und erhobener Stirne. Beim Eintreten wählt er einen Ort, wo er den Blicken ausgesetzt ist, und da spricht er, aufrecht, mit zuversichtvoller Stimme.

Was uns hier zuerst auffällt, ist die Selbstgenügsam-

keit, welche dieser Pharisäer an den Tag legt. Du siehst einen Menschen, der nie über sich selbst in Unruhe gewesen. Nie haben ihn seine Sünden geplagt; es umgiebt ihn die Selbstgefälligkeit wie ein Panzer. Sind wir nicht in gleicher Verfassung? Haben wir wirklich schon Unruhe über uns empfunden? Wir wissen Alle, daß wir Sünder sind, und darin liegt unser Unglück. Wir wissen es auswendig, aber wir fühlen es nicht. Unser gewöhnlicher Zustand ist eine trügerische Ruhe, welche ganz was Anderes ist als der Friede mit Gott. Dieser Zustand kommt von einem Mangel an Aufrichtigkeit, aus welchem eine falsche Selbsterkenntniß entspringt. Zeige mir unter Tausend Einen, der mit Furcht und Zittern an seiner Seligkeit geschafft hätte! Zeige mir einen Menschen, dessen natürliche Stützen endlich zusammengebrochen sind und der ausruft: „Was muß ich thun, damit ich selig werde?" Wo sind die Gewissen, welche erschüttert wurden, und zwar nicht hie und da, sondern deren Erschütterung zu einem Erwachen geführt, zu einem allgemeinen Bewußtsein ihrer Verdammniß? Wie selten finden wir solche! Dagegen begegnest du Städten, Kirchen, Häusern voll von Leuten, die immer mit sich selbst zufrieden sind. Was hilft's, daß Christus sagt: „So ihr euch nicht bekehret, so werdet ihr Alle umkommen; so ihr nicht von neuem geboren werdet, so werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehen." Daran haben sie nie gedacht, und sie empören sich, wenn man ihnen den Spiegel des Evangeliums vorhält. Sie sind eben ganz aus Selbstgerechtigkeit zusammengesetzt; sie stellen euch das Bild des Pharisäers dar.

Der Pharisäer, nachdem er sich in Stellung gebracht, öffnet den Mund; er dankt Gott, daß er nicht ist wie dieser oder jener, aber daß er besser ist denn Andere, daß er anders handelt.

Diese Worte bieten uns einen andern allgemeinen Charakter der Selbstgerechtigkeit.

Sie macht fortwährend Vergleichungen, und da wählt man immer solche aus, über welche es leicht ist, es davon zu tragen. Immer schaut der Selbstgerechte nach unten; nie schaut er nach Tüchtigeren als er selbst ist, noch weniger aber nach dem einzigen Vorbild, mit dem wir uns zu vergleichen haben. Nur von Christo heißt es, daß er uns ein Vorbild gelassen, in dessen Fußtapfen wir nachfolgen sollen. Alle anderen Vergleichungen sind verloren. Wir sollen das volle Mannesalter Christi erreichen: darnach allein haben wir uns zu messen. Sagen wir uns ferner, daß die Fehler Anderer uns nicht gut machen; daß tausend Andere, auf welche wir mitleidig herabschauen, wären sie wie wir erzogen, unterrichtet, wie wir mit guten Beispielen und Gelegenheiten umgeben gewesen, uns in allen Stücken übertroffen hätten. Aber du wirst den nicht anders machen, der sich selbst für gerecht hält; immer vergleicht er wieder. Er dankt Gott, doch betet er sich selbst an. In seinen Augen steht er über der Menge, die ihm nie gleich kommen wird. Es haftet der Pharisäer an sich selbst. Hat er seinen Blick rings umher wandern lassen, so mißt er nun sich selbst und läßt uns damit einen dritten Charakter der Selbstgerechtigkeit erkennen. Er fastet zweimal in der Woche; er giebt den Zehnten von Allem, was er hat.

So haben wir denn hier den Grund seiner Zuversicht. Es lautet immer: Ich thue, ich gebe, ich bin. Das Ich steht immer zuerst. Ich thue was ich kann; ich gebe mehr als ein Anderer; ich gelte für einen rechtschaffenen Mann. Es fällt ihm ein Werk nach dem andern bei, ein Dienst nach dem andern, eine Tugend nach der andern. Was sind dieß aber für Werke? Aeußerliche, die leichtesten von allen. Der Geist des Selbstgerechten dreht sich immer in der Aeußerlichkeit herum. Auch dieß zeichnet sein Wesen. Mit solch einem Menschen kann man sich nicht erbauen; er ist bis zum Ueberfließen von sich selbst und der Welt angefüllt. Die Sammlung, der Gebetsgeist, das Gefühl der christlichen Gemeinschaft ist unmöglich mit einem Selbstgerechten. Sein ganzes Christenthum besteht nur in Thätigkeiten, das geistliche Wesen aber ist für ihn verschlossen. Greift man seine Aeußerlichkeiten an, so empört er sich auch: muß ich nicht meinen Glauben durch meine Werke zeigen? Erkennt man den Baum nicht an seinen Früchten? Freilich; aber der Baum bringt nicht zuerst Früchte, er schlägt zuvor Wurzeln. Was sagt Christus am Anfang der Bergpredigt? Sagt er: Selig, die Werke thun, die zweimal in der Woche fasten, die den Zehnten von Allem, was sie haben, geben? Mit ganz andern Dingen haben wir den Anfang zu machen. Mit der Umwandlung des Herzens. Zuerst werde ein Geistlich armer, indem du dich selbst entäußerst. Hernach trage Leid über deinen Stand in der Sünde und der Ohnmacht. Strebe nach einem sanften und zerschlagenen Herzen. Hungere und dürste nach einer andern Gerechtigkeit als die der Schriftgelehrten und Phari-

säer. Sei barmherziger gegen die Andern, du, der Barmherzigkeit so sehr braucht. Reinige dein Herz von den bösen Wurzeln. Sei friedfertig, wenn du mit Gott in Frieden lebst. Habe den Muth, deine irdischen Vortheile dranzugeben und dich aller Art von Feindseligkeit auszusetzen, wenn es den Namen Christi und die Ehre des Evangeliums gilt. Damit haben wir den Anfang zu machen; mit der Erneuerung der Neigungen des Herzens, nicht mit todten Werken. Aber an dergleichen denkt der Selbstgerechte nicht, darum kümmert er sich nicht. Er lebt und stirbt immer derselbe. Er wird bereit sein, eine Menge Dinge zu thun, aber sich selbst will er nicht umgestalten. Würde er ein armer Sünder, so würde er später weit mehr leisten; er würde Werke thun, die ihm nachfolgten. Aber dieser Weg kommt ihm zu lange vor. In der That hält es schwer, bis man sein Nichts erkannt hat; doch bevor man dahin gekommen, ist man zu was Rechtem befähigt? Kann man andere Werke thun, als solche aus Holz, Heu, Stoppeln, die verbrennen, wenn der Tag es klar machen wird?

II. Haben wir bisher die allgemeinen Charaktere der Selbstgerechtigkeit näher betrachtet, so wollen wir nun einige besondere Arten derselben hervorheben.

Es bringt sie der Pharisäer bis ins Gebet. Hier zeigt sie sich in ihren innern Beziehungen zu Gott. Sie hat ihre verborgenen Seiten, wie ihre sichtbaren. Werfen wir zuerst einen Blick auf die äußere Erscheinung der Selbstgerechtigkeit.

Es kann dieselbe in der genauen Sorgfalt liegen, immer im günstigsten Licht sich zu zeigen. Vor Allem soll

uns die Welt das Zeugniß geben, daß wir tadellos und vorwurfsfrei sind; das Urtheil Gottes steht in zweiter Linie. Diese Berücksichtigung der Meinung der Leute macht, daß wir uns eher die Uebertretung der zehn Gebote nachsehen, als einen einzigen Verstoß gegen die Etikette. Die Beobachtung der Form und die Wahrung des Scheins bilden die Schranke für den Selbstgerechten.

Doch wir irren. Der Selbstgerechte hält auch auf seine Religion. Wir sehen's am Pharisäer. Aber auf welche Religion? Hier habt ihr sie:

Morgens wird gebetet, Abends desgleichen; Sonntags wird in die Kirche gegangen; an gewissen Festtagen wird zum Abendmahl gegangen; dieß Alles ist regelmäßig und erbt sich vom Vater auf den Sohn; es wäre eine Entartung, wenn diese Ordnung geändert würde. Unterdessen bleibt nach wie vor das Leben dasselbe. Versuch es, den Selbstgerechten außer seinen Stunden zu etwas zu vermögen, so wirst du einen andern Menschen vorfinden. Die elendeste Unterhaltung wird er der Erbauung und dem Gebet vorziehen. Er hat aus seiner Seele jegliches lebendige Bedürfniß verbannt, und hascht eher nach jeder Art von Neuigkeit. Er ist überrascht, in außergewöhnlichen Stunden von der Seele und über deren ewige Geschicke sprechen zu hören. Das leereste Zeug beherrscht diese Seele, ohne daß sie es merkt. Ihr ist die Religion nur ein Tagewerk. Man meint, Gott zu geben was Gottes ist, um wieder der Welt zu geben, was uns ihr gleichstellt.

Die Selbstgerechtigkeit zeigt sich auch offen in den Urtheilen, welche man über Anderer religiöse Zustände fällt. Man rühmt die Tugenden eines Menschen, man hebt alle

Arten von natürlichen Vorzügen hervor, man macht Verdienste daraus und stellt sie als Heilsansprüche auf. Ist einer ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Bürger gewesen, rechtschaffen, dienstfertig, allgemein angesehen, so spricht man ihm das ewige Leben zu, was er auch im Uebrigen geglaubt haben mag. Man giebt dem Menschen den Ruhm, der Gott allein gebührt, und die Gerechtigkeit Christi wird überflüssig; da wo die menschliche Gerechtigkeit so hoch erhoben wird, ist diese gleich vor Gott nur ein besudeltes Kleid.

Dennoch ist diese offene Selbstgerechtigkeit noch weniger gefährlich als diejenige, welche sich in unseren innern Beziehungen zu Gott festsetzt.

Man kann wie der Pharisäer allerlei Handlungen vor Gott herzählen und sich darauf gründen, ohne die Gesammtheit des Lebens zu betrachten. Man kann mit dem Bewußtsein irgend einer Sünde deren Bedeutung so schwächen, daß das Uebel beinah verschwindet, während das Gute, das man gethan, weit darüber hinaus geht. So stellen wir unsere eigene Gerechtigkeit auf und werden der Gerechtigkeit Gottes nicht unterthan, der nämlich, die aus dem Glauben kommt. Es giebt einen noch gefährlichern Fall. Wenn man nämlich die Gerechtigkeit Christi mit der eigenen zusammenthut. Man fühlt die Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte, aber man will auch nicht, daß Christus Alles thue, man will ihm helfen. Man sagt sich zwar, daß die Werke, die man thut, aus uns selbst kommen; man führt sie bald auf Gott, bald auf Christum zurück; aber unterdessen gelten diese Werke, ohne daß man sich's eingesteht, für eine Ergänzung der Werke Christi.

Hier ein Beweis dafür. Frage einen solchen Christen: Bist du deiner Seligkeit gewiß, im Fall du diese Nacht sterben solltest? So wird er meinen, er habe noch nicht genug für seine Seligkeit gethan. Dieß ist ein Merkmal der Selbstgerechtigkeit. Jesus Christus hat nicht Alles vollbracht; man muß einen Lappen auf sein Werk flicken; sein Rock ist ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

Es giebt noch eine Art von innerer Selbstgerechtigkeit. Wenn man nämlich auf die Kenntniß der Lehre sich gründet und das System mit Christus verwechselt. In diesem Fall hat man zum Grund nicht die Kraft, nur den Begriff der Sache. Allein ein solcher Grund geht nur den Kopf, nicht das eigentliche Leben an. So betrügen sich viele Christen. Hieraus entspringt die todte Rechtgläubigkeit, welche auch eine Frucht der Selbstgerechtigkeit ist.

Ist's da ein Wunder, wenn man mit solchem Gemengsel oder solchen Irrthümern nichts Festes hat, weder in den guten noch in den schlimmen Tagen, weder im Leben noch im Sterben? Heute stützte man sich auf Christum, morgen auf etwas Anderes, oder auf ihn zum Theil und zum Theil auf sich selbst, oder auch auf die Heilserkenntniß und auf die Länge der Zeit, seit welcher man diese besitzt. Was geschieht nun? Man weiß selbst nicht, hat man auf Sand oder auf Fels gebaut, daher der Wankelmuth, die Unruhe und später die Angst; man hat einen Glauben, dessen man nicht gewiß und der nicht vor Umsturz sicher ist.

III. Haben wir nun die Hauptarten der Selbstgerechtigkeit beschrieben, so ist noch zu zeigen, worin die Sünde

dieser Gerechtigkeit liegt und welches die Folgen dieser Sünde sind. Die Selbstüberhebung liegt jeder Selbstgerechtigkeit, welcher Art sie auch sein mag, zu Grunde. Es ist der Mensch, welcher die Stelle Gottes oder des Heilands, den Gott uns gegeben hat, einnimmt. Dazu nun kann Gott seine Zustimmung nicht geben. Es mag nun eine gänzliche Entthronung oder nur eine halbe Erniedrigung sein, so ist immerhin die Wurzel der Sünde dieselbe, der Stolz des Herzens nämlich, das sich nicht beugen will. Oder auch, man demüthigt sich, aber man eilt, anderwärts sich zu erhöhen, und die Selbstgerechtigkeit hat nur den Namen gewechselt. Ach! es ist nicht so leicht, wie man meint, aus Gnaden selig zu werden. Bis wir von uns selbst entkleidet seien, muß Gott täglich bei uns einkehren. Die Letzten werden die Ersten sein; aber wer ist gern der Letzte? Man ist sich wohl bewußt, daß man des Ruhmes mangelt, der vor Gott gilt; aber wenn Gott unsere Herrlichkeiten abfordert, geben wir sie hin? Vielleicht heute; morgen aber nehmen wir sie wieder zurück. Unterdessen sehen wir nicht, wie wir in solchem Zustand uns schaden. Es raubt uns die Selbstgerechtigkeit jeden Frieden, oder doch verbittert sie denselben. Warum empfinden wir so selten die Freude über unsere Vergebung? Woher das geistliche Sattsein, die geistliche Dürre? Warum ist unsere Seele so wenig mit unserm Herrn verbunden und so wenig fest in den Kämpfen des Lebens? Darauf giebt es nur eine Antwort: man ist noch selbstgerecht. Es verließ der Pharisäer den Tempel in demselben Zustand, wie er gekommen war. Ach! wie viele Christen sind in diesem Fall! Immer sind sie dieselben, ohne Resultat

für ihre Seligkeit, für ihre Heiligung. Sie schleppen sich in den nämlichen Gewohnheiten, in dem nämlichen Elend hin, und unterdessen fährt ihr Leben davon wie ein Strom. Nur eines fährt nicht davon, es ist ihre Selbstgerechtigkeit. Sie wollen nur den Honig des Evangeliums; aber die Süßigkeiten folgen nur auf das Bittere. Wie ganz anders gestaltet sich das Loos jenes Zöllners, welchen Niemand leiden sieht, Niemand tröstet! Er kann endlich sagen: „O Gott, sei mir armen Sünder gnädig!“ Alle seine Stützen brechen zusammen, aber Christus schlägt seine Wohnung in dem gebrochenen Herzen auf. Eine andere Gerechtigkeit wird dem Zöllner zu Theil. Der Sohn Gottes hat sie am Kreuz errungen. Wie ein Bräutigam mit Schmuck gezieret und wie eine Braut mit ihrem Geschmeide, so wird sich der Zöllner freuen im Herrn und seine Seele ist fröhlich in seinem Gott, denn er hat ihn angezogen mit Kleidern des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet. Den geistlich Armen eröffnet sich das Himmelreich. Die Gefangenen Zions werden voll Lachens sein, und sie kommen mit Freuden; die Elenden werden in Sicherheit wohnen; denen, die nichts haben, wird Gott Alles geben. Dieß sind die Gerechten Gottes und die Glückseligen auf der Erde. Sie allein haben den Genuß des Heilandes. Während die Andern arbeiten und sich rühmen, werden die von Gott Heimgesuchten kleiner, aber in ihrer Niedrigkeit rühmen sie sich ihrer Höhe. Sie haben Gold, das mit Feuer durchläutert ist, weiße Kleider und Augensalbe auf ihren Augen, daß sie sehen mögen.

Was aber sehen sie? Alle ihre Sünden getilgt, ihr ganzes Leben erneuert, sie besitzen die Gerechtigkeit, ganz voll Herrlichkeit im Innern. Sie können herauffahren aus der Wüste und sich auf ihren Freund lehnen. Christus ist ihr Leben und Sterben ist ihr Gewinn. Sie werden gerechtfertigt vor den Andern nach Hause kehren, denn wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden.

IV.

Die geheimen Bande.

Matthäus 19, 16—22.

Und siehe, Einer trat zu ihm und sprach: Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben?

Er aber sprach zu ihm: Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott. Willst du aber zum Leben eingehen, so halte die Gebote.

Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht stehlen. Du sollst nicht falsches Zeugniß geben.

Ehre Vater und Mutter. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf; was fehlt mir noch?

Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm und folge mir nach.

Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter.

Du begegnest manchmal Leuten, welche dir sehr empfänglich scheinen und welche dir die schönsten Hoffnungen geben. Sie fühlen die Leere dieser Welt; sie haben einige Erfahrungen über sich selbst gemacht; sie erkennen wohl, daß das gewöhnliche Christenthum unfruchtbar ist; du denkst, sie seien auf dem besten Wege und du siehst einem Gnadenwerk, einer Bekehrung entgegen. Doch will die erwartete Entwickelung nicht eintreten. Es entscheidet sich nichts

in diesen Leuten. Sie verharren in denselben Gewohnheiten, und in ihren Aeußerungen drehen sie sich immer in demselben Kreis herum. Was steht hier der Gnade entgegen? Gewöhnlich ist es irgend ein Band. Ein Beispiel dieser Art steht uns vor Augen. Ein Jüngling redet Christum auf das Herzlichste an. Der Jüngling scheint innerlich bearbeitet, denn er richtet an den Herrn die Lebensfrage: „Was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben?“ Er scheint nur die Antwort abzuwarten, um sich zu bekehren und Christo zu folgen. Aber dieser schöne Anfang steht in großem Gegensatz mit dem Ende. Derselbe Jüngling wird in einigen Augenblicken Christo absagen und sich ganz traurig zurückwenden. Ihn hält ein geheimes Band, das er nicht zerreißen will. Er hatte viele Güter, und Niemand kann zwei Herren dienen. Es mußte zwischen Christo und dem Mammon gewählt werden, und der Jüngling hatte den Muth nicht, dem Letztern abzusagen, um sich auf Gnade und Ungnade seinem Heiland hinzugeben. Sein geistlicher Zustand ist ein getheiltes Herz; es ist der gewöhnlichste und der unglückseligste. Man will nicht ohne Christum leben, aber auch nicht sich selbst entsagen. Man sinnt auf alle Arten von Mitteln, um in demselben Herzen Beides, die Liebe zum Herrn und die Weltliebe zugleich, zu herbergen. Und dieser Mittelzustand bringt nur Traurigkeit. Von der Welt hat man nichts, von Christo hat man nichts; man ist der Aermste unter den Armen. Doch will man es so haben; man will sich nicht entscheiden; und ein solcher Mensch denke nicht, daß er Etwas von dem Herrn empfahen werde. Werfen wir nun einen Blick auf uns

selbst. Unser alter Mensch ist auf so vielfache Weise gefesselt! Das Beispiel des Jünglings leite uns zu den drei Fragen: 1) Worin bestehen unsere eigenen Fesseln? 2) Was bereitet sich eine gefesselte Seele? 3) Welches ist die Hülfe, die uns Christus bietet, um loszukommen? Diese drei Fragen mögen uns zu einer ernsten Einkehr in uns selbst führen.

1) Es giebt zwei Arten von Banden. Wir ersehen dieß aus dem Zustande des Jünglings. Er hing an der Welt durch seine Güter und an sich selbst durch seine Eigenliebe. Er rühmte sich, alle Gebote von seiner Jugend auf gehalten zu haben. Hiernach giebt es materielle äußere Bande, und innere, geistige. Befassen wir uns zuerst mit jenen. Der Jüngling hing an seinen Gütern. Wer von uns besäße aber keine Güter? es seien deren viele oder nur ein einziges, es seien Millionen oder nur ein Haar, immer ist es die Herrschaft eines irdischen Gegenstandes. Die kleinen Dinge können wie die großen den Menschen unterjochen und oft entsagt man weniger dem Kleinen als dem Großen. Eine großartige Entsagung verschafft uns den Ruf eines heldenmäßigen Charakters, eine geringfügige Entsagung bringt zu wenig ein, und es ist nicht der Mühe werth, sich für so wenig anzustrengen; so bleibt man denn gebunden. Unsere Güter, sie seien groß oder klein, machen den Weltdienst aus. Und die Welt nimmt so viele Gestalten an! Sie läßt uns auf einer Seite los, um uns auf einer andern fester zu halten. Sie ist desto gefährlicher, je mehr sie sich vergeistigt. Wie viele Fesseln erwachsen aus unseren Berechnungen, Interessen, Arbeiten! Und ist die Welt nicht mehr in den Dingen, so verharrt sie noch in der Erinnerung, in den Sorgen,

in den Wünschen und Hoffnungen. Wie mächtig herrscht nicht über uns ein einmal eingewurzelter Gedanke! Wie knechtet uns nicht oft irgend eine Aussicht, die Hoffnung giebt, oder eine andere, die verschwindet! Güter, welche keine Wirklichkeit mehr haben, haften noch in der Einbildung und fesseln von hier aus. Dieß Alles aber ist Welt. Und bist du so beherrscht, kannst du dich da Christo hingeben? Kannst du sagen: Durch Dein Kreuz ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt? Du sagst vielleicht zu ihm: Guter Meister, aber damit er dir deine Götzen lasse, nicht damit du sie ihm zu Füßen legest. Noch sind dieses nicht die stärksten Bande. Diejenigen, welche uns an unser Ich fesseln, sind mehr zu fürchten, als diejenigen, welche uns an die Welt binden. Der Mensch giebt lieber dahin, was er hat, als was er ist. Zähle, wenn du kannst, die Ketten der Eigenliebe, der Selbstsucht, des Eigenwillens, der Sinnlichkeit; du wirst leicht erkennen, daß du weit mehr an dir selbst hängst, als an der äußern Welt. Der Jüngling rühmte sich, von Jugend auf alle Gebote gehalten zu haben. Welch einen hohen Begriff haben wir doch von uns selbst! Haben wir irgend einen Erfolg gehabt, spricht die Welt gut von uns, entdecken wir in uns einen geistlichen Fortschritt, regt sich da nicht gleich der eigene Ruhm und vergessen wir da nicht gleich, daß wir jeglichen Ruhmes vor Gott ermangeln? Aber es giebt zwei Arten, an sich selbst zu hangen. Bald sehen wir uns in einem zu günstigen Licht, bald versenken wir uns zu sehr in unsere Gebrechen. Ist nicht die Muthlosigkeit auch eine Knechtung? Ist der beständige Anblick unserer Rückfälle, das Jammern über uns selbst,

die immerwährende Gewissensplage nicht auch eine Fessel, und zwar eine furchtbare? Du kannst deine Güter hingegeben haben, ohne darum dein Ich aufzugeben; und du kannst deine Selbstgerechtigkeit geopfert haben, ohne darum deine Gebrechen Christo zu überlassen. Es hält uns der Feind noch in den letzten Winkeln unserer Seele fest, und macht uns der Sohn nicht frei, so sind wir nicht wahrhaftig frei.

2) Untersuchen wir nun den geistlichen Zustand einer gebundenen Seele. Es ist eine Gefangenschaft, doch von eigenthümlicher Art. Man ist wie zwischen zwei Welten festgehalten; man kann weder in die eine, noch in die andere. Der Jüngling steht zwischen seinen Gütern und Christo. Sein Herz empfindet das Unzulängliche der Welt und diese Empfindung treibt ihn zu Christo. Aber diese Empfindung wird abgeschreckt durch eine andere. Er soll alle seine Güter verkaufen und sie den Armen geben. Diese Zumuthung des guten Meisters wendet das Herz des Jünglings wieder der Welt zu. Er ist wie die Meereswoge, die vom Wind hin und her getrieben und gewebet wird. Wir sehen, daß der Zustand einer gebundenen Seele ein unaufhörlich bewegter ist. Man will und will wieder nicht; man betet und betet wieder nicht; man trennt sich los und bleibt doch hangen; man wendet sich von der Welt ab und zu Christo, und wieder wendet man sich von Christo ab und der Welt zu. Die Seele mühet sich ab, ohne zu irgend einer Ruhe zu kommen. Auf einen Augenblick mag man sich vergessen, dann kehren die nämlichen Kämpfe wieder; dieselbe Unruhe ergreift dich mitten in deinen Beschäfti-

gungen, mitten in der Nacht; auf jeden Augenblick von Ruhe folgt ein neues Gewitter. Und man kann lange in diesem Zustand verbleiben. Man will es eben so haben. Man will sich nicht entscheiden. Es ist, als wären zwei Dinge nothwendig; daher die Unruhe. Eins aber nur ist noth. Der Friede Jesu ist wie ein Strom; erklären wir uns für ihn, so werden wir sogleich Ruhe finden für unsere Seelen; aber er giebt seine Ehre keinem Andern; er handelt so zu unserm Besten; wir aber wollen es nicht begreifen. Der Jüngling gieng betrübt von ihm, hätte er gleich der großen Freude, die allem Volk widerfahren ist, theilhaftig werden können.

So ist denn der Zustand einer gebundenen Seele auch eine Quelle von Betrübniß. Du bleibst betrübt, wenn du betest, wenn du die Schrift liesest; betrübt, wenn du allein bist, wenn du mit Andern zusammen bist. Keine geistliche Kraft kann wirken, weil dein Herz sich nicht hingeben will. Alle Mittel, die du versuchst, bleiben erfolglos; nur eines könnte dich heilen: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz! Das eben will man nicht; darum ist man dem Hungerigen gleich, der träumet, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer; und dem Durstigen, der träumet, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, ist er matt und durstig. Dieser Zustand von immerwährender Enttäuschung erzeugt ein sieches Wesen, das alle Lebenskräfte verzehrt. Der Zustand einer gebundenen Seele ist auch eine Art von Verwesung. Man wird mehr und mehr untüchtig zur Erfüllung seiner Pflichten; das Herz fällt nach und nach in eine Erbitterung, welche man sich nicht mehr zu ersticken be-

müht; man wird heimtückisch, menschenfeindlich, und glaubt sich berechtigt dazu; man ist sich und Andern zur Last; die sittlichen Folgen eines solchen Zustandes sind unberechenbar Und in diesem Zustand würde man sterben und verderben, erbarmte sich Christus nicht über uns. Aber er hat unsere Bande getragen, daß wir erlöset würden. Es giebt keine sittliche Knechtschaft, aus welcher wir nicht loskommen könnten, wenn wir wollten. Christus giebt uns das Wollen und das Vollbringen, wenn wir Beides bei ihm suchen. Welches ist die Hülfe, die er uns zur Freimachung zusendet? Dieß ist die dritte Frage, auf welche wir zu antworten haben.

3) Zuerst versetzt er uns in Stellungen, wo wir uns entscheiden müssen. Wenn der Herr zum Jüngling sagt: Verkaufe was du hast und gieb es den Armen, so stellt er diesen Jüngling zwischen ein Ja und ein Nein. Und dieses thut Jesus oft im Leben. Er giebt unserm Leben eine Wendung, wo uns die Gewalt der Umstände zwischen ein Ja und ein Nein versetzt. Ein Zaudern, eine Mittelstellung ist nicht mehr möglich; man muß sich entschließen, man muß sich offen für oder wider Christum aussprechen. In solchem Gedränge geschieht es manchmal, daß eine Seele nicht weiter zaudert. Es geschieht manchmal, daß eine Seele, auf diese Weise zwischen die Güter der Erde und die der Ewigkeit gestellt, die Letztere erwähle und Erstere aufgebe. Sie wird so gegen ihren Willen in die Arme des Herrn geworfen; derselbe, welcher die Entsagung auferlegt, giebt auch die Kraft dazu. Plötzlich wird man inne, daß man die Welt, aber nicht Jesum entbehren kann. Aber das Gegentheil kann auch geschehen. Der

Jüngling entscheidet sich für seine Güter und entsagt Christo. Was thut Christus in solchem Fall? Welchen Beistand mag er einer Seele zuwenden, welche das erwählt, was sie betrügt und knechtet? Es hat da der Heiland eine zweifache Handlungsweise. Wie es zwei Arten von Heilmitteln giebt, wovon die eine gewaltsam, die andere langsam wirkt, so auch gebraucht er, je nach den Charakteren, bei dem Einen den Leidensweg, bei dem Andern den der Geduld. Manchmal nimmt er uns unsere Güter weg, manchmal läßt er sie uns, bis wir sie ihm selbst darbringen. Er hätte dem Jüngling seine Güter nehmen können, was er oft thut, um unsere Ketten zu zerbrechen. Er sieht, daß für manche Seele dieß das einzige Heilmittel ist. Eine unglückliche Fügung, eine politische Krisis, manchmal etwas Geringeres, genügt zum Verlust unserer Güter. Dieß sind schmerzliche Ereignisse, welche schon mehr als eine Seele gerettet haben. Zuerst ist man zerschlagen; Alles scheint verloren; später aber, wenn der Herr seinen Zweck erreicht hat, wird man danken. Er hat unserer Seele die Freiheit wieder gegeben. Dieß erzwungene Loslassen führt zu einem freiwilligen Hingeben. Fragst du eine also geführte Seele nach einigen Jahren: Möchtest du wieder haben, was dir der Herr genommen? Und es geschieht, daß die Züchtigung, die uns zuerst nicht Freude dünkt, sondern Traurigkeit, hernach eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit giebt denen, die dadurch geübet sind.

Dieses Mittel wendet Christus nicht beim Jüngling an. Er läßt ihm seine Güter, und auch dieses kann uns zur Entsagung führen. Der Jüngling wird erkennen, daß seine Güter nur Schmerzensgüter sind; wenn er sie bis auf

die Hefe gekostet haben wird, so bringt er sie vielleicht dem Geber zurück. Der Vater des verlornen Sohnes läßt ihn von sich gehen; das ist das beste Mittel zu seiner Rückkehr. Ueberläßt uns der Herr unsern Lüsten, so sind wir genug gestraft; es trägt die Sünde die Strafe in ihrem Schooße. Was wir fern vom Herrn genießen, wird uns zur Traurigkeit. Nicht die Dinge an und für sich können uns glücklich machen, sondern die Erlaubniß des Herrn, dieselben zu genießen. Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat; dieß wird der Jüngling an sich erfahren. Seine Traurigkeit wird ihn nirgends verlassen; seine Traurigkeit aber liegt in seinen Gütern. Nimm Flügel der Morgenröthe und bleibe am äußersten Meere, so wird dein krankes Herz nah bei dir sein; es ist eben dein Herz für Gott geschaffen, nicht für deine Güter. Der verlorene Sohn, der eiteln Dinge überdrüssig und traurig, rief zuletzt: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Wird eine ähnliche Stunde nicht auch für den Jüngling geschlagen haben? Solche Liebe hat Christus für uns, daß wir nie zu spät zu ihm kommen. Nachdem wir unser ganzes Leben der Welt gewidmet und uns nur ein elender Rest übrig bleibt, so nimmt ihn Jesus noch an; es jammert ihn unser. Er sieht nicht unsere verlorenen Jahre an, nur unser Elend, und wenn wir noch ferne von dannen sind, läuft er schon uns entgegen. In unserem zerschlagenen Herzen sieht er auch die Bande gelöst, und nun braucht er nicht mehr zu uns zu sagen: „Verkaufe, was du hast.“ Der Augenblick ist erschienen, wo wir sagen können: „Mein guter Mei-

ster, niemand ist wie Du." Heute bin ich frei, denn Du hast meine Bande zerbrochen. Indem Du mich beraubtest, hast Du mich bereichert; Du hast mehr als meine Güter, Du hast mich selbst. Da ich jünger war, wandelte ich, wo ich hin wollte; heute strecke ich meine Hände aus; ich fühle, daß ein Anderer mich gürtet und mich führet, wo ich nicht hin wollte. Ein Gefangener Christi ist freier als ein Freier der Welt. Wenn uns der Sohn frei gemacht hat, so sind wir frei für die Liebe und für die Glückseligkeit. Wir haben einen Schatz im Himmel und einen Schatz auf Erden. Unsere großen Güter bestehen nicht mehr in unsern Gütern, sondern in dem unaussprechlichen Reichthum Christi.—— Nehmen wir aus dieser Fülle Gnade um Gnade, so werden wir nicht mehr zu den ausgehauenen Brunnen der Welt gehen, und werden nicht mehr dafür halten, daß wir etwas wußten, ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten.

V.

Der Bann.

Apgsch. 5, 1—11.

Ein Mann aber, mit Namen Ananias, sammt seinem Weibe Sapphira, verkaufte seine Güter.

Und entwandte etwas vom Gelde, mit Wissen seines Weibes, und brachte einen Theil, und legte es zu der Apostel Füßen.

Petrus aber sprach: Anania! warum hat der Satan dein Herz erfüllet, daß du dem heiligen Geist lögest, und entwendetest Etwas vom Gelde des Ackers?

Hättest du ihn doch wohl mögen behalten, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt. Warum hast du denn solches in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen.

Da aber Ananias diese Worte hörete, fiel er nieder und gab den Geist auf. Und es kam eine große Furcht über Alle, die dieß höreten.

Es standen aber die Jünglinge auf, und thaten ihn beiseits, und trugen ihn hinaus, und begruben ihn.

Und es begab sich über eine Weile, bei dreien Stunden, kam sein Weib hinein, und wußte nicht, was geschehen war.

Aber Petrus antwortete ihr: Sage mir, habt ihr den Acker so theuer verkauft? Sie sprach: Ja, so theuer.

Petrus aber sprach zu ihr: Warum seid ihr denn eins geworden, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thür, und werden dich hinaus tragen.

Und alsobald fiel sie zu seinen Füßen, und gab den Geist auf. Da kamen die Jünglinge und fanden sie todt, trugen sie hinaus, und begruben sie bei ihrem Manne.

Und es kam eine große Furcht über die ganze Gemeine, und über Alle, die solches höreten.

Wie schrecklich ist der Tod dieses Ehepaars, das, wie man glaubte, schon für das Evangelium gewonnen war! Hätte dieses Gottesgericht einen Gottlosen, einen Gotteslästerer getroffen, so würden wir weniger staunen. Aber wie wächst das Erstaunen, wo es sich um zwei Gatten handelt, die mit den Aposteln in Beziehung standen und Theil hatten an der ersten Christengemeinschaft! Was mußte nicht Alles in dem Herzen des Ananias, in dem der Sapphira vor dem Augenblick des jähen Todes vorgegangen sein! Gott hat nicht Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern vielmehr, daß er sich bekehre und lebe; Gott ist reich an Güte, Geduld und Langmuth, und er plaget und betrübet nicht die Menschen von Herzen.

Aber es heißt auch: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wir wissen nichts von dem frühern Leben des Ananias und der Sapphira, aber gewiß ist dieses Gericht Gottes nicht unvorbereitet gekommen. Man wird nicht von einem Tag zum andern ein Gefäß des Zornes Gottes. Bevor die Sünde im Leben ausbricht, arbeitet sie in dem Herzen. Dann bereitet sie sich zu und entwickelt sich, bis der Mund deß übergehet, weß das Herz voll ist. Es mußten schon Brandmale in dem Gewissen des Ananias und der Sapphira da sein: es war ein Bann in diesen zwei Seelen, und daher kam ihnen ihr Untergang. Ein solcher Zustand ist nicht selten, und die heilige Schrift

weist uns mehr denn ein Beispiel dieser Art. Wenn aber Gott das Verborgene der Menschen richten wird, werden Alle, die verdammt werden, sehen, daß ihre Verdammniß ihren Anfang genommen hat bei irgend einem Bann, den sie in ihrer Seele geduldet. Was ist hierunter zu verstehen? Wir wollen nach der Antwort forschen und diesem Gegenstand einige Entwickelungen geben.

Was ist ein Bann? Welches sind die Folgen, welches ist das Ende eines solchen Zustandes? Ein Blick auf unsere Geschichte wird uns darüber unterrichten.

Wir lesen, daß Ananias seine Güter verkaufte und einen Theil davon entwandte mit Wissen seines Weibes. Niemand hatte ihn gezwungen, diese Güter zu verkaufen, und auch nach dem Verkauf war er frei, nach Gutdünken damit zu handeln, und den Erlös zu verwenden. Aber Ananias verbirgt einen Theil des Erlöses und bringt das Uebrige zu der Apostel Füßen, als ob es die ganze Summe wäre. Sapphira war in das Geheimniß mit eingeweiht; die Sünde des Gatten war auch die der Gattin. So war denn in den Herzen dieses Ehepaares etwas, das nicht gerade war und dessen sie sich wohl bewußt waren. Vom Augenblick an, da sie ihre Güter verkauften, bis zu dem, da sie die trügerische Summe zu der Apostel Füßen legen, hat gewiß der heilige Geist oft und auf mannigfache Weise sie gemahnt. Dieser Geist der Wahrheit duldet keinen Trug, und vor Allem zückt er sein Schwert gegen die Heuchler. Aber Ananias und Sapphira betrübten den heiligen Geist; sie erstickten die innere Stimme, welche laut wurde und beide auf die richtige Steige zurückführen wollte. Die Sonne geht

auf, die Sonne geht unter und anstatt ihren Betrug zu richten, beharren die Gatten darin; dieß ist, was wir einen Bann nennen. Es ist eine Sünde, welche wir wissentlich in uns bewahren, trotz der Mahnungen des Geistes und des Wortes Gottes. Ich sage, die h. Schrift weist uns mehr als ein Beispiel dieser Art auf. Sie spricht uns von Bileam, welchen der König der Moabiter damit beauftragt, dem Volk Israel zu fluchen. Gott hatte zu Bileam gesagt: Gehe nicht mit den Leuten Balaks; verfluche das Volk auch nicht, denn es ist gesegnet. Dessenungeachtet zog Bileam mit, durch das Gold verführt, den Bann im Herzen, und handelte dem ausdrücklichen Befehl Gottes zuwider. Dasselbe war bei Saul der Fall, als Gott ihm befahl, die Hamalekiter zu schlagen und weder Menschen noch Vieh von ihnen übrig zu lassen. Saul widerstrebt wissentlich diesem Gebot Gottes. Er bewahrt die besten Schafe und die besten Stiere auf, um sie zu opfern. Ein anderes Beispiel haben wir an David. Beinahe ein Jahr war verflossen seit dem doppelten Verbrechen, das David an Urias und Bathseba begangen, und noch lag der Bann auf ihm; noch hatte er nicht gesagt: „Ich will meine Sünden bekennen vor dem Herrn." Weiter sehen wir Jonas, der, anstatt nach Ninive zu gehen, nach Tarsis sich einschifft und vor dem Herrn flieht, wie die Schrift sagt. Im Neuen Testament führen wir nur den Judas an, dessen Verrath sich auch von einem lange vorher bestehenden Bann ableiten läßt. Wie viele Winke hatte nicht Judas von seinem Meister erhalten bis zum unheilvollen Augenblick, wo der Satan in ihn fuhr. Wir könnten die Beispiele vermehren,

doch ist es besser, zu uns selbst uns zu wenden. Haben wir nie in uns irgend eine Sünde behalten, die wir ganz und gar kannten? Ist die Sonne nie untergegangen über einen Zustand, der unsere Verdammniß war, ohne daß wir uns richteten? Man kann Andern so manchen Trug verbergen, den man sich eingestehen muß. Es giebt eine solche fortgesetzte Heuchelei, da man sich gleichsam selbst eine Rolle vorspielt, die man nicht aufgeben will. Man ist dermaßen mit der Sünde verwachsen, daß uns weder das Gesetz, noch der Geist Gottes, noch die Plagen des Gewissens davon abbringen. Erforsche z. B. das häusliche Leben. Siehe die Beziehungen der Gatten näher an. Wie vielfacher Bann stört ihr Gebet! Oder blicke auf die Beziehungen der Welt: welch einen Bann bewahrt man oft in sich, wenn das Interesse angesprochen ist; wenn die Selbstgerechtigkeit im Spiel ist, oder wenn der Ehrgeiz sich einmischt! Es sind nicht einzelne Sünden, es sind sündhafte Gewohnheiten, in welchen man sich versteckt und welche man zuletzt nicht mehr merkt. Aber ein jedes Ding ist vergänglich. Gott kann auf dieß Alles sehen und schweigen. Es giebt Menschen, die dann meinen, Gott würde sein gleich wie sie; aber er will sie strafen und will es ihnen unter Augen stellen.

Wie giebt sich Gott kund? Betrachten wir die Folgen eines solchen Bannes, und zwar zuerst für den innern Menschen.

Die Gerichte Gottes machen ihren Anfang im Grund der Seele. Unser ganzes inneres Leben wird unfruchtbar, sobald wir in uns das geringste Sündenelement herbergen. Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen

Teig. Ein Stäubchen ist hinreichend, um uns den Frieden und alle göttlichen Eindrücke zu rauben. Kannst du beten, wenn du etwas Unrechtes verbirgst? Kannst du da die Kraft des Wortes Gottes spüren? Bist du tüchtig zu irgend einem christlichen Werk? Bist du nicht gelähmt und wie durch eine Kluft von Gott getrennt? Versetze dich an die Stelle des Ananias und der Sapphira. Sie haben die Absicht, die Apostel zu täuschen. Was ist nun wohl ihr geistliches Leben? Wird einem unaufrichtigen Herzen nicht jede religiöse Handlung zur Qual? Sind die Werke, welche man in diesem Geiste thut, nicht immer todte Werke? Nadab und Abihu starben, da sie fremdes Feuer opferten vor dem Herrn. Ein Jeder, der unter dem Bann ist, ist nur ein Narr mit all seiner Kunst, alle Goldschmiede stehen mit Schanden mit ihren Bildern, denn ihre Götzen sind Trügerei und haben kein Leben. Die Ketten werden nur fester, denn man ist der Knecht Dessen, der stärker ist denn wir. Man kann sich oft selbst täuschen und nicht eingestehen, daß man sein eigener Gefängnißhüter ist. Man betet: O Gott! befreie mich von diesen Ketten! und es ist nicht wahr, daß man davon frei werden will. Noch ehe man betet, ist man entschlossen. Man will sich nicht übergeben, und in diesem Vorsatz hat man sein Gebet angefangen. Man betet nur, um sagen zu können: Ich habe gebetet, und um den Fehler auf Gott zu schieben, wenn man nicht erhört wird. Mit beiden Händen hält man fest, was man Gott bittet, hinwegzunehmen. Heißt das beten?

So stehen wir zu Gott, so lange wir einen Bann in unserer Seele haben. Wie aber stehen wir zu unserm

Nächsten? Vielleicht haben wir, wie Ananias und Sapphira, den Ruf, Christen zu sein. Gut! dieß eben wird uns zur Plage. Die gerechte Qual liegt nicht im Verkanntwerden, im Unrechtleiden, wohl aber darin, Huldigungen zu empfangen, wenn wir uns verachtungswürdig fühlen. Man lobt unsere Becher und Schüsseln, welche wir reinlich halten, aber inwendig sind sie voll Unflaths und Schmutzes. Man schenkt uns volles Vertrauen, man hält uns für Engel des Lichts, aber unser Gewissen ruft uns zu: Du blinder Pharisäer, reinige zum Ersten das Inwendige, auf daß auch das Auswendige rein werde. Was mochten wohl Ananias und Sapphira empfinden im Augenblick, wo sie den erlogenen Preis ihrer Güter zu den Füßen der Apostel niederlegten? Alle Augen richteten sich auf sie; man bewunderte ihren hohen Sinn, ihre Selbstentäußerung; im Grund aber waren sie voll Geiz und Betrug! Welch ein Leben, wenn man das Auge nicht mehr weder auf Gott noch auf den Nächsten wenden kann, ohne sich sagen zu müssen: Du bist nur ein reißender Wolf unter deinem Schafskleid! Vielleicht fühlt man dieß Alles, und doch bleibt man unter dem Bann. David heulte vor Unruhe seines Herzens und übergab sich nicht. Man kann die Folgen eines solchen Zustandes einsehen und dennoch mehr und mehr darin sich verstocken. Dennoch kömmt Gott dem Gewissen bis zum letzten Augenblick zu Hülfe. Ein letzter Ruf ergeht an Sapphira nach dem Tode ihres Mannes. Der Apostel Petrus frägt sie: Sage mir, habt ihr den Acker so theuer verkauft? Noch hätte sie sagen können: nein. So auch frägt Christus den Judas im Augenblick,

wo er naht, um ihn zu verrathen: Mein Freund, warum bist du gekommen? Aber es giebt einen Punkt, wo die Gnade ein Ende nimmt. Wir mögen die Geduld des Herrn für unsere Seligkeit achten, aber sie kann auch zu unserer Verdammniß werden. Durch unser verstocktes und unbußfertiges Herz häufen wir uns selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes.

Dieser Tag trat ein für Ananias und Sapphira, wie er für Pharao, für Bileam, für Saul, für Judas eingetroffen war. Das Werk der Sünde kömmt endlich nach allmähliger Entwickelung zur Reife. Mit der Sünde ist's wie mit unsern Krankheiten. Eine jede Krankheit hat ihren Gipfelpunkt. Es machen sich Leben und Tod den Kranken streitig und bald siegt das Leben, bald der Tod. Letzteres ist bei Ananias und Sapphira der Fall. Gott stellt uns hier ein abschreckendes Beispiel vor Augen, um uns selbst wie einen Brand aus dem Feuer zu rücken. Wir sollen sehen, daß es schrecklich ist, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Wir sollen bewahrt werden vor der furchtbaren Sünde, welche nicht vergeben wird, weder in dieser noch in jener Welt, vor der endlichen Abstumpfung, wo alle Gnadenmittel aufhören und wo kein Raum mehr ist für die Buße.

Glücklicherweise endigt ein Bann nicht immer so. Dieselbe Krisis, welche für Ananias und Sapphira tödtlich war, ist für Jonas und für David heilsam gewesen. Die Folgen des Bannes führten diese zwei Seelen wieder in die Arme Gottes zurück. Wo die Qual mächtig ist, ist die Gnade noch mächtiger, wenn sie der Sünder

erfaßt. So lange gekämpft wird, ist Hoffnung; es arbeitet da noch der heilige Geist. Und Gott unterscheidet immer zwischen einem Sünder, der sich nicht übergeben will, und dem, der möchte und nicht kann. Es giebt Seelen, welche, ob sie gleich über ihren Zustand seufzen, doch zu schwach sind, um bis auf's Blut zu widerstehen. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht. Ist der Wille in solchem Falle aufrichtig, so hilft Gott nach; wie oft hat er nicht nachgeholfen! Der das Wollen bewirkt, wird auch das Vollbringen geben; das Eine ist für Gott nicht schwerer als das Andere. Sehr oft läßt der Sieg auf sich warten, aber dieser verlängerte Kampf ist nicht verloren. Man schmeckt die Bitterkeit der Sünde durch und durch. Man fühlt die Gefangenschaft seines Herzens so sehr, daß man nicht aufhören kann, nach der Befreiung zu schreien. Man ist gezwungen, alle Waffen Gottes zu ergreifen; man wendet sich immer mehr von jeder fleischlichen Hülfe ab und lernt sich selbst mißtrauen. Man macht eine Menge von Erfahrungen, welche später von Nutzen sind. Aus lauter Liebe läßt uns Gott im Tiegel; unser Gold soll ohne Schlacken daraus hervorgehen. Mitten in unserm Elend hält uns etwas, das man zuerst nicht erkennt; es ist dieß der Glaube. Hätte man keinen Glauben, so würde man nicht kämpfen; man würde sich nicht weiter plagen. Allein dieses fortgesetzte Ringen mit Gott beweist, daß man seine Hoffnung noch nicht verloren hat. Man ist zwar ein zerstoßenes, doch nicht ein gebrochenes Rohr; man ist ein glimmender, doch nicht ein erloschener Docht. Sind wir in solchem Zustand, so mögen wir der Stunde des Herrn gewiß sein.

Da sollen wir nicht unsere Kraft ansehen, sondern an die überschwängliche Größe der Macht Gottes glauben. Wer uns ängstigte, der ängstigte den Herrn auch, und er erlösete uns darum, daß er uns liebte und unser schonte. Er leidet weit mehr als wir selbst leiden, indem er uns leiden sieht. Er sieht uns im Kampf mit unserer widerspenstigen Natur, und will in uns mehr und mehr den Wunsch nach dem Arm erwecken, der noch nicht verkürzt ist, und der in alle Tiefen hinabtauchen kann. Sind wir ermattet, so erkennen wir bald, daß ein Anderer unsere Sache führt und für uns siegt. Im Augenblick, wo wir's am wenigsten erwarten, ist der Bann hinweggenommen und das Böse ist durch das Gute überwunden. Da begreift man dann nicht mehr, wenn das Herz sich geöffnet und der Wille sich übergeben hat, wie man in der Sünde verharren konnte. Auf einmal kömmt es einem so natürlich vor, den Herrn zu lieben und mit dem Bösen zu brechen. Was uns aber so natürlich scheint, ist Gnade. Nicht wir haben einen Fortschritt gemacht, die Gnade hat in uns gesiegt. Morgen wird unsere Natur noch die alte sein, aber die Gnade wird auch noch die alte sein, und dieß ist unser Trost. Was sie heute bewirkt hat, wird sie morgen, alle Tage bis zum letzten, thun. Es liegt nur an unserm Begehren; ein jeder Bann wird weichen, sobald wir es ernstlich verlangen. Was Ananias und Sapphira zu Grunde gerichtet, ist, daß sie das Bedürfniß der Gnade in sich erlöschen ließen. Wir müssen über dieses Bedürfniß wachen, es ist das Tiefste in unserm Wesen; wir werden es leicht wieder vorfinden, sobald wir es zu erwecken suchen. Wir müssen unsern Bann vor den

Heiland bringen, welcher den Gefangenen eine Erledigung predigt und den Gebundenen eine Oeffnung. Wir werden weinend zu ihm kommen, so will er uns leiten; er wird uns leiten an den Wasserbächen auf schlichtem Wege, daß wir uns nicht stoßen. Aber dann laßt uns auch an ihm und an seiner Rede bleiben. So werden wir seine rechten Jünger sein, wir werden die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen.

VI.

Die falsche Demuth.

Evang. Johannis 13, 1—16.

Vor dem Fest aber der Ostern, da Jesus erkannte, daß seine Zeit gekommen war, daß er aus dieser Welt ginge zum Vater; wie er hatte geliebet die Seinen, die in der Welt waren, so liebte er sie bis ans Ende.

Und nach dem Abendessen, da schon der Teufel hatte dem Juda Simonis Ischarioth ins Herz gegeben, daß er ihn verriethe,

Wußte Jesus, daß ihm der Vater hatte Alles in seine Hände gegeben, und daß er von Gott gekommen war, und zu Gott ging;

Stand er vom Abendmahl auf, legte seine Kleider ab, und nahm einen Schurz und umgürtete sich.

Darnach goß er Wasser in ein Becken, hob an den Jüngern die Füße zu waschen, und trocknete sie mit dem Schurz, damit er umgürtet war.

Da kam er zu Simon Petro; und derselbige sprach zu ihm: Herr, solltest du mir meine Füße waschen?

Jesus antwortete, und sprach zu ihm: Was ich thue, das weißt du jetzt nicht; du wird es aber hernach erfahren.

Da sprach Petrus zu ihm: Nimmermehr sollst du mir die Füße waschen. Jesus antwortete ihm: Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Theil mit mir.

Spricht zu ihm Simon Petrus: Herr, nicht die Füße allein, sondern auch die Hände und das Haupt.

Spricht Jesus zu ihm: Wer gewaschen ist, der darf nicht, denn die Füße waschen, sondern er ist ganz rein. Und ihr seid rein, aber nicht Alle.

Denn er wußte seinen Verräther wohl; darum sprach er: Ihr seid nicht Alle rein.

Da er nun ihre Füße gewaschen hatte, nahm er seine Kleider und setzte sich wieder nieder, und sprach abermal zu ihnen: Wisset ihr, was ich euch gethan habe?

Ihr heißet mich Meister und Herr, und saget recht daran, denn ich bin es auch.

So nun ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollt ihr auch euch unter einander die Füße waschen.

Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Apostel größer, denn der ihn gesandt hat.

Wenn die Könige der Erde in ihrer Größe erscheinen, so besteigen sie einen Thron; wenn Christus in der seinigen sich zeigt, so setzt er sich uns zu Füßen. Seine Erhöhung liegt in seiner Erniedrigung. Er hat sich selbst erniedriget, das ist seine Größe, er hat uns rein gewaschen von unsern Sünden durch sein Blut, das ist seine Herrlichkeit. Dieses Abendmahl, von dem er aufsteht, dieser Schurz, den er nimmt und womit er sich umgürtet, dieses Wasser, das er in ein Becken gießt, und diese Füße, die er wascht und abtrocknet, ist dieß Alles nicht eine ewige Handlung, welche er für uns Alle vollbracht hat?

Da Er wohl hätte mögen Freude haben in dem Hause des Vaters, nahm Er dennoch Knechtsgestalt an, und ward gleich wie ein anderer Mensch. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Die Erde benetzte Er mit seinem Blute, um uns rein zu waschen von unserer Ungerechtigkeit, um alle unsere Gebrechen zu heilen und um uns zu krönen mit Gnade und Barmherzigkeit. Er trocknete unsere Thränen, da Er Gebet und Flehen mit star-

kem Geschrei und Thränen für uns opferte. Indem er uns auf diese Weise sich selbst zum Vorbild giebt, hat er das Recht, von uns dieselbe Erniedrigung zu begehren. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Apostel größer, denn der ihn gesandt hat. So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr's thut. Welch ein Spiegel ist für uns Christus, der die Füße seiner Jünger wascht! Welch eine Unterweisung in der Demuth! Müssen wir uns da nicht fragen: Habe ich mich selbst erniedrigt? Befinde ich mich in Wahrheit zu den Füßen meines Heilandes und zu den Füßen meiner Brüder?

Von allen christlichen Tugenden ist die Demuth die erste; aber es giebt auch keine, die so vielfach verfälscht wird! Der von Herzen Demüthige entwaffnet Jedermann; aber an der Stelle der Herzensdemuth macht sich in der Welt gar manche Scheindemuth geltend. Wir wollen die eine und die andere Art derselben betrachten und hierauf sehen, ob wir die wahre Demuth kennen. Diese findet sich in dem Herzen Christi und sie ist es, die auch unsern Seelen Ruhe giebt.

Betreten wir zuerst das Gebiet der Welt; von ihr gehen wir über auf dasjenige des christlichen Lebens.

Es giebt eine scheinbare Demuth, welche bloß Sache des Temperaments und nicht eine christliche Tugend ist. Ich meine die Schüchternheit. — Oft gelten uns für demüthig Personen, welche bloß schüchtern sind. Es giebt Menschen, welche nicht gerne sich hervorthun, sie sind befangen, nicht demüthig. Sie überlassen gern einem Andern den Vortritt, es zieht sie aus der Verlegenheit. Sie reden

wenig von sich selbst, sie reden überhaupt wenig; sie fühlen nicht in sich die Gabe, eine Unterhaltung durchzuführen. Gerne wollen sie im Schatten bleiben, um Ruhe zu haben. Oft sind dieses liebenswürdige Charaktere, aber zu den Füßen Christi haben sie nicht gelernt. Man kann schüchtern sein mit verschlossenem Gewissen. Oft entbrennt auch der schüchternste Mensch, wenn er an der empfindlichen Seite berührt wird. Da ist er dann wie verwandelt und was im Grund des Herzens verborgen war, kommt zum Vorschein, nämlich Bitterkeit, Grimm, Zorn, Geschrei, Lästerung, sammt aller Bosheit. Solch eine Demuth hört auf, wo die Leidenschaften anfangen. Es giebt eine andere Demuth, welche im Benehmen sich äußert, wie die erste in der Gemüthsart. Das ist die Herablassung eines Höhergestellten zum Untergeordneten. Diese Demuth besteht in einem ansprechenden Benehmen, das wenig Mühe kostet. Es wird einem Großen leicht, herabzusteigen zu einem Geringern oder Aermern. Er gewinnt mehr dabei, indem er sich erniedrigt, als wenn er Huldigungen begehrt, welche ihm übrigens nicht abgehen. Wenn man gewöhnlich befiehlt, so kann man wohl auf einen Augenblick seine Rechte vergessen; dadurch, daß man sich zu erniedrigen weiß, gewinnt man nur ein neues Recht auf Huldigungen. Aber ist dieß Demuth?

Oft ist es nicht ein Schattenbild derselben. Das Haupt der katholischen Welt wascht zwar auch einigen Armen die Füße, aber die Demuth beruht nicht in einer vereinzelten Handlung, sie beruht in der Selbsterniedrigung; man will sich lieber irgend einem Werk unterziehen, als gesinnt zu sein, wie Jesus Christus auch war.

Die Demuth Christi liegt in der ganzen Richtung des Herzens; die Herablassung eines Höheren zu einem Geringern ist nur ein äußerliches Verfahren, und gewöhnlich nur die Sache eines Augenblicks.

Es giebt eine dritte Art von Demuth; aber sie liegt nur in Worten: es ist die Höflichkeit. Wie leicht ist es hier, Einer des Andern Diener zu sein; mit Betheuerungen ist Alles abgethan. Solch eine Demuth aus Convenienz ist Modesache. Man beugt sich vor einem Andern, weil der Andere hierauf mit gleicher Verbeugung antwortet. Allein die höflichsten Menschen sind oft die empfindlichsten und am schnellsten bereit, uns den Rücken zu kehren. Eine Kleinigkeit ist zwischen zwei so höflichen Menschen hinreichend, um sich zu entlarven. Sonst erniedrigte sich Einer vor dem Andern; nun grüßen sie sich nicht mehr, sie sehen sich nicht mehr an, sie sind auf immer getrennt. Es giebt noch eine Form von Demuth, welche eher ein Gebrechen als eine Tugend ist: das ist Charakterschwäche. Es giebt Menschen, die sich zu Allem hergeben; zuerst meint man, es wäre aus Demuth, allein sie geben sich zum Schlechten wie zum Guten her. Wie ein weiches Wachs, das alle Gestalten annimmt, so lassen sich solche schwache und bewegliche Charaktere durch ein Lied beherrschen. Man kann solchen Leuten das Härteste sagen, sie zürnen nicht, der Grund ihrer Seele ist vollkommene Gefühllosigkeit. Man kann sie wie Sklaven behandeln, sie gehorchen mechanisch. Aber die Demuth ist weit entfernt, Schwäche zu sein; sie ist eine Kraft der Seele, die größeste von allen. Der Demüthige hat sich selbst verleugnet und seinen Willen zu Christi Füßen gelegt; nicht er lebt mehr, sondern

Christus lebt in ihm. Ein schwacher Mensch weiß nicht, was er mit seinem Willen anfangen soll; er giebt ihn dem Ersten Besten hin, gleichviel wozu. Ist das Demuth? Auch hält man manchmal die natürliche Gutmüthigkeit für Demuth, wenn sie uns unter der besondern Gestalt der Gefälligkeit entgegen kömmt. Es giebt dienstfertige Herzen, die Jedermann zu Hülfe kommen; so oft du solche Personen ansprichst, erhältst du Beweise von Theilnahme und Güte. Allein blickst du näher, so siehst du dieselben Leute oft ohne die geringste religiöse Ueberzeugung. Ihr Gott ist das Vergnügen, Dienste zu leisten, und auf diesem Vergnügen schlummern sie ruhig weiter. Solche natürlich gutherzige Charaktere haben selten das Gefühl ihres Elends gehabt; ihre Dienstfertigkeiten und das gute Zeugniß der Welt ersetzen bei ihnen das zerschlagene Herz; und ein Mensch, der nie die Sünde recht erkannte, wird sich nicht leicht zu den Füßen Christi setzen, um von Ihm die Herzensdemuth zu lernen.

Bisher haben wir uns mit den Weltkindern beschäftigt, befassen wir uns nun mit dem christlichen Leben.

Auch da stoßen wir auf mancherlei Arten falscher Demuth. Betrachten wir uns die Hauptarten.

Ein Mensch demüthigt sich vor Gott in einer Bedrängniß, wo er Gottes bedarf. Ein Kranker, der in seinen gesunden Tagen nie an seine Bekehrung gedacht, beugt sich vor Gott, aber er will nur geheilt werden.

Könnte derselbe Mensch anderswo als bei Gott seine Heilung finden, er ginge anderswohin; nicht Gott sucht er, sondern seine Befreiung.

Sei es eine Krankheit oder sonst ein Unfall, immer

bleibt es derselbe Beweggrund, der zu Gott treibt. Vielleicht nimmt man in einem solchen Falle die bestaubte Bibel wieder vor, und der Name Jesus wird wieder als der einzige Name in den Mund genommen, in dem Heil ist; allein man erräth leicht, was geschieht. Ist die Gefahr vorüber, so ist die flüchtige Demuth auch davon. Eine eigennützige Frömmigkeit ist keine Frömmigkeit; hat ein solcher Mensch erlangt, was er wollte, so fällt er gleich wieder zurück in denselben Hochmuth, in dieselbe Härte, und wendet sich wiederum zu den alten Gewohnheiten.

Dasselbe ist der Fall, wenn sich Einer vor dem Andern demüthigt. Es kömmt hart an, zu Jemandem zu gehen und ihm zu sagen: ich habe mich an dir verschuldet; ich bereue es, verzeihe mir! Solche Besuche empfangen wir lieber, als daß wir sie machen. Allein wenn man sich dadurch aus einer Verlegenheit ziehen kann, so zaudert man oft nicht. Man erstickt in seinem Herzen den Unwillen, sich so zu erniedrigen; man nimmt die Demuth in den Mund, und anstatt der Sache giebt man den Schein. Wie mancher Friede, wie manche Aussöhnung hat so das Interesse, und nicht das Bedürfniß sich zu demüthigen, gestiftet!

Eine falsche Demuth hat auch der Formalist.

Du siehst eine gute Anzahl von Christen, welche am Vorabend eines Buß- oder Abendmahls-Tages eine bußfertige Miene annehmen und sich, mit oder ohne Erfolg, zur Demüthigung vor Gott zwingen. Sie wollen sich mit Gott in's Klare bringen und doch dabei in ihrer frühern Weise fortfahren. Ihre ganze Gesinnung bleibt wie immer im Widerspruch mit diesen erzwungenen An-

dachtsübungen. Im Gewissen geht nichts vor, im Herzen wird kein dauerndes Bedürfniß wach. Zu solchen spricht der Herr: Ich bin euern Feiertagen gram und verachte sie und mag nicht riechen in euere Versammlung. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen, lernet Gutes thun, trachtet nach Recht; denn was heißt ihr mich Herr Herr, und thut nicht, was ich euch sage. Es giebt einen erustern Fall. Es kann Gott plötzlich ein Gewissen berühren. Gestern war derselbe Mensch noch ruhig, heute ist er es nicht mehr. Seine Sünden treten vor ihn und fallen über ihn wie Berge. Sein ganzes Leben klagt ihn an und vor sich sieht er den Richterstuhl Gottes und die Ewigkeit. Er bebt, aber damit ist er noch nicht gedemüthigt. Es mag ihn die Furcht vor seiner Zukunft ergriffen haben. Aber in dieser Furcht liegt nicht immer eine wahre Rückkehr zu Gott. Könnte man den zukünftigen Qualen entgehen, ohne sich Gott hinzugeben, so ließe man Ihn bei Seite; nur an sich denkt man, nicht an die geschmähete Herrlichkeit Gottes. Wenn Judas die dreißig Silberlinge vor die Füße der Priester wirft, so thut er's aus gepeinigtem Gewissen. Wenn Ahab die Wunder des lebendigen Gottes sieht, so hüllt er sich in Sack und Asche. Waren dieß Bekehrungen? In solchen Fällen herrscht nur Schrecken und Verzweiflung im Gewissen. Es ist nicht die Bußfertigkeit des verlorenen Sohnes, welcher beim Andenken an das Vaterhaus Thränen vergießt. Es giebt solche dürre Demüthigungen, es sind Wolken ohne Wasser. Das Herz ist nicht erweicht, der Gnade ist nicht die wahre Thüre

geöffnet, solch eine Demuth wird sich nicht Christo übergeben.

Endlich giebt es eine hochmüthige Demuth, von der wir ein Beispiel vor uns haben. Simon Petrus will nicht, daß ihm sein Meister die Füße wasche. Er will Christo diese Mühe nicht machen. Viele Christen gleichen hierin dem Simon Petrus. Sie glauben nach und nach auf eine Stufe christlichen Lebens zu gelangen, wo sie Christo weniger Mühe als sonst verursachen würden, und wo sein Beistand ihnen nicht mehr so nothwendig wäre. Dann würden sie Seine Gerechtigkeit durch die ihrige ergänzen und einen Theil ihres Heils selbst bewirken. So kann man mitten in dem christlichen Leben in die Selbstgerechtigkeit zurückfallen. Man gründet sich nicht mehr wie früher auf *todte Werke*, aber man stützt sich auf das, was man einen *Fortschritt* nennt. Der *köstliche Eckstein* ist nicht mehr Christus allein, man theilt mit Ihm; man wird selig theils durch Ihn, theils durch sich selbst. Muß da nicht Christus sagen: *Werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen Theil an mir?* Muß nicht unser ganzes Leben durch das Seinige gewaschen und erneuert werden? Hat Er unser weltliches Leben zugedeckt, muß Er nicht auch noch unser christliches Leben zudecken? Je mehr wir vorschreiten, desto mehr Tiefen sehen wir in uns; sehen wir sie nicht, so ist's, weil wir nicht voranschreiten. Allein Petrus fällt sogleich in das andere Extrem. Nicht nur die Füße, den ganzen Leib soll ihm Christus waschen. Aber Christus antwortet: *Wer gewaschen ist, der darf nicht denn die Füße waschen, sondern er ist ganz rein.*

Daraus ersehen wir, daß Christus uns auf zwei Arten wascht, oder daß Er zwei Arten von Vergebung für uns in Händen hat. Zuerst die für unser ganzes vergangenes Leben, welche Er uns bei unserer ersten Erweckung zukommen läßt. Aber jeden Tag beflecken wir uns auf's Neue in unserem Wandel. Nach der allgemeinen Erweckung muß noch eine tägliche Buße eintreten. Haben wir aber die Reinigung von unsern vergangenen Sünden erlangt, so ist es eine Beleidigung Christi, wenn wir noch über jene Sünden lange Klage führen. Begehren wir, daß Er uns den Leib wasche, wenn er nur noch die Füße zu waschen hat, so zweifeln wir an der Kraft seines Blutes und fallen in den Unglauben zurück.

Hiernach giebt es eine zweifache hochmüthige Demuth. Die erste, wenn man Christo nicht mehr so viele Arbeit geben will, weil man selbst zu wirken beginnt; die zweite, wenn man eine freie Vergebung nicht annimmt, ohne als Ergänzung noch seine Thränen und Sühnungen beizufügen; solcher Art ist die falsche Demuth. Wir haben gesehen, wie sie in der Welt auftritt, und sodann, wie sie auch im christlichen Leben sich hervorthut. Nachdem wir das Falsche gesehen, wollen wir nicht auch das Wahre betrachten und die Demuth in ihrer Quelle anschauen? Wenden wir uns zu Christo, in Ihm ist Alles lauter, besonders die Demuth. Sein ist die Herzensdemuth; sie fließt nicht aus der Gemüthsart, besteht nicht im Benehmen, in Worten, noch in einer Charakterschwäche. Sie ist auch nicht in vereinzelten Handlungen; die ganze Erscheinung Christi ist eine Erscheinung in Demuth. Er ist gekommen, nicht seinen Willen zu thun, sondern

den Willen des Vaters, der Ihn gesandt hat. Er ist demüthig, nicht gegen Einige nur aus Vorliebe; Er setzt sich zu den Füßen seines Verräthers, wie zu den Füßen des Jüngers, den Er lieb hatte. Was Ihn zu solcher Erniedrigung treibt, ist der Anblick, das Gefühl unserer Leiden, unserer Wunden, die Er Allen heilen konnte. Er wird der Letzte, der Verachtetste unter den Menschen, um den Letzten, den Verachtetsten zu Hülfe zu kommen. Er trocknet mit dem Schurze, womit Er sich umgürtet hat, alle unsere Thränen und alle unsere wunden Striemen ab. Wir sehen Ihn vor uns, wie er den Unreinsten noch bittet und anflehet: gieb mir dein Gebrechen und nimm mein Lösegeld an. Er will von uns nichts als das, was uns befleckt, was uns krank macht. Haben wir Ihm gegeben, was unser ist, so kann er uns geben, was Sein ist; und damit wir es glauben, giebt Er vorerst uns sich selbst. Und was wir von seiner Demuth sehen, ist nichts im Vergleich zu dem, was wir später sehen würden. Wann sein Herz sich uns ganz eröffnen wird, wann wir erkennen werden, wie wir erkannt sind, dann erst werden wir sehen, wie Er uns reingewaschen und bis an's Ende geliebt hat. Wenn Er uns die Stätten zeigen wird, wo Er für uns sich selbst entäußert hat, die Nächte, welche Er für uns durchwacht, die Aengsten, die wir Ihm auferlegt, die Mühe und Arbeit, welche wir Ihm durch unsere Sünden und Ungerechtigkeiten verursacht haben; dann werden wir erst anbeten und bis auf den Grund dieses Liebesgeheimnisses sehen. Aber unterdessen ist, der uns gewaschen hat, in unserer Mitte. Er verbirgt sich im Letzten unserer Brüder.

Das Glas kalten Wassers, das wir einem dieser Geringsten im Namen des Herrn geben, wir geben es Ihm. Jeder Augenblick von Erniedrigung bringt uns Jesu näher; jeder Arme, den wir höher achten können als uns, stellt uns Christum dar, dem wir die Füße waschen. Was wir für Ihn thun, wird uns nicht schwer fallen, und wir thun es für Ihn, wann wir es für die Seinen thun. Erniedrigen wir uns für Ihn, so werden wir erhöhet; erhöhen wir uns, so werden wir erniedriget. Das große Heilmittel für unsern Stolz ist Christus, wie Er uns die Füße wäscht. Bei diesem Anblick mögen wir immer wieder fragen: bin ich zu den Füßen meines Heilandes, wie Er zu meinen Füßen ist? Bin ich eine gedemüthigte, eine demüthige Seele? Und bin ich es in diesem Augenblick? Werde ich es morgen noch sein? Bin ich von den weltlichen Höhen herabgestiegen? Sind wir demüthig von Herzen, so finden wir, wie Jesus sagt, Ruhe für unsere Seele. Nur die Demuth macht glücklich. Wir werden die Stunden nicht bedauern, da unser Herz zuletzt weich wurde; wohl aber werden wir jene beklagen, wo wir uns nicht vor dem gebeugt, der sich selbst für uns gegeben hat. Zeigen wir Ihm unser kaltes Herz, Er schlage an diesen Felsen, auf daß Wasser davon fließe. Anstatt unserer trügerischen Demuth laßt uns die Seinige annehmen, und jedes Joch wird sanft, jede Last leicht für uns sein. Die Demuth Jesu wird uns heilen, uns in seiner Nähe festhalten und im letzten unserer Brüder uns das Bild des Heilandes und Gelegenheit darbieten, Ihm Liebe für Liebe und Demuth für Demuth zu erweisen.

VII.

Die verderbten Segnungen.

Jesaias 5, 1—4.

Wohlan, ich will meinem Lieben ein Lied meines Vetters singen von seinem Weinberge. Mein Lieber hat einen Weinberg an einem fetten Ort.

Und er hat ihn verzäunet, und mit Steinhaufen verwahret, und edle Reben darein gesenkt. Er bauete auch einen Thurm darinnen, und grub eine Kelter darein, und wartete, daß er Trauben brächte; aber er brachte Herlinge.

Nun richtet, ihr Bürger zu Jerusalem, und ihr Männer Juda, zwischen mir und meinem Weinberge.

Was sollte man doch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe an ihm? Warum hat er denn Herlinge gebracht, da ich wartete, daß er Trauben brächte?

Das Haus Israel ist der Weinberg, von dem der Prophet spricht. Welche Wunder hatte Gott für dieses Volk gethan! Wo ist so ein herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen. Er hat dieses Volk aus Egypten, aus dem Diensthause geführet; er hatte vor demselben das Meer getheilt und hatte es durchgeführt, wie durch's Trockne in ein Land, wo Milch und Honig floß. Von diesem fetten Land hatte Gott alle Steine weggethan. Er hatte die Stämme ausgerottet, welche Israel den

Besitz von Kanaan streitig machten. Er hatte sein Volk umzäunt, indem er ihm ein heilig, gerecht und gut Gesetz gab, um es von der Sünde und von der ansteckenden Berührung mit der Welt zu trennen. Er baute auch einen Thurm mitten unter dieses Volk. Dieß waren jene Wächter, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stille schwiegen, jene Propheten des Herrn, die das schaueten, was ihnen gesagt wurde zum Heile des Volkes. Er grub auch eine Kelter in diesem Weinberg. Dieß sind die Bücher, welche die Thaten des Herrn aufbewahren sollten. Dieser Gott der Liebe hatte für Alles gesorgt. Er hatte sein Volk geführet und ihm das Gesetz gegeben; er behütete es wie seinen Augapfel; wie ein Adler ausführet seine Jungen und über ihnen schwebet. Er breitete seine Fittige aus und nahm es und trug es auf seinen Flügeln. Der Herr allein leitete es und war kein fremder Gott mit ihm. Was hat dieses Volk dem Herrn zurückgegeben, da über ihm alle Wohlthaten Gottes waren? Wir mögen Gott selbst vernehmen: Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. Dieß sind die Herlinge, welche dieser Weinberg mit seinen edlen Reben hervorgebracht hat, und von welchem er erwartete, daß er Trauben brächte. Diese ganze Folge von Wohlthaten und Segnungen hatte Israel nur verderbt, und sie auf Muthwillen

gezogen. Aber ach! thun wir nicht Alle deßgleichen? Ist unser Herz ein anderes als das des Volkes Israel? Fallen wir nicht täglich in dieselbe Undankbarkeit und in dieselbe Sünde? Verderben wir nicht die Wohlthaten Gottes? Auch darin bethätigt sich unser gefallenes Wesen. Wir verderben die Segnungen Gottes, sobald wir sie erhalten. Alles ist rein, wenn es aus den Händen Gottes kommt; Alles verliert in den unsrigen. Aber ist der Mensch überall Mensch, so ist auch Gott überall Gott. Wir verderben und Gott macht wieder gut. Ja noch mehr, in unsern Verkehrtheiten sogar verherrlicht er sich. Dieß wollen wir betrachten.

Unser Text leitet uns zu den zwei Fragen:

1) Wie verderben wir die Segnungen Gottes?

2) Was fängt Gott mit diesen verderbten Segnungen an?

Laßt uns diese zwei Fragen zum Gegenstand unserer Betrachtung erwählen.

1) Wie verderben wir die Segnungen Gottes?

Werfen wir nur einen Blick auf den Hang unseres Wesens. Wir verderben sie dadurch, daß wir sie für uns verwenden, um unserer Eigenliebe zu genügen, und damit wir sie mit unsern Wollüsten verzehren. Wir eignen uns an, was Gott uns für ihn selbst gegeben hat. Diese Verkehrtheit in unserer Natur verwandelt auch die Wirkung der Wohlthaten Gottes. Ist das Blut krank, so muß auch die gesündeste Nahrung der Krankheit noch Stoff zuführen. Die vollkommenen Gaben und alle guten Gaben Gottes werden durch uns verderblich gemacht. Es wird anders werden,

wenn unseres Lebens Mittelpunkt nicht mehr das Ich sein, sondern Gott seinen ursprünglichen Platz wieder in uns eingenommen haben wird.

Wie nun ist die Geschichte des jüdischen Volkes unsere eigene?

Jedes von uns ist eine Rebe, eine edle Rebe, auf einem Hügel, an einem fetten Ort.

Unser Leib und unsere Seele sind geschaffen, um Gott zu verherrlichen. Hat uns Gott nicht zu seinem Ebenbilde geschaffen? Was aber wäre edel, wenn nicht das Ebenbild Gottes? Unser Erbtheil ist uns auf's Lieblichste gefallen, wenn wir unsere Bestimmung begreifen. Wo wir auch sein, welchem Stande wir auch angehören mögen, so werden wir im Guten wohnen, wenn wir unsere Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei unser vernünftiger Gottesdienst. Thun wir dieses? Ach! unser Leib ist schon eine Segnung, welche wir verderben. Anstatt unsere Glieder Gott zu begeben, begeben wir sie der Sünde zu Waffen der Ungerechtigkeit. Wir haben nicht einen Vozug, so gering er auch wäre, den wir nicht mißbraucht hätten. Ist unsere Zunge nicht ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit geworden? Ist der Leib, zur Behausung des heiligen Geistes bestimmt, nicht eine Stätte des Lasters und jeder Befleckung geworden? Verdürben wir wenigstens nur uns allein, aber wir verderben uns unter einander. Wenn es wahr ist, daß der Mann durch die Frau geheiligt ist und die Frau durch den

Mann, so ist es auch wahr, daß der Mann durch die Frau und die Frau durch den Mann verderbt wird. Oder wenn es heißt, daß unsere Kinder heilig sind, wenn wir selbst im Glauben stehen, so heißt es auch, daß wir bis in's dritte und vierte Glied geschlagen werden, wenn wir ungehorsam sind. Was werden wir uns sagen mögen vor dem Richterstuhl Gottes, wenn wir sehen, was wir das Eine für das Andere hätten sein sollen, wie wir aber, anstatt unter einander uns zu heiligen, uns zu Grunde gerichtet haben?

Gott hatte das jüdische Volk umzäunet. Auch wir sind umzäunet; auch wir haben die Gebote Gottes. Wandeln wir darnach, so sind wir in einer festen Stadt: Mauern und Wehre sind Heil.

Aber wir haben diese Umzäunung niedergerissen. Da ist kein einzig Gebot, das wir nicht übertreten, an dem wir uns nicht versündigt hätten. Gott will, daß wir ihn von Herzen lieben und nur ihn anbeten. Statt dessen haben wir die lebendige Quelle verlassen, um uns hie und da ausgehauene Brunnen zu machen, die doch löchricht sind und kein Wasser geben. Gott giebt uns seinen Namen, um ihn zu erheben, um ihm zu danken, um ihn anzurufen in allen unsern Bedürfnissen. Statt dessen entheiligen wir diesen Namen. Von allen Namen wird keiner wie dieser mißachtet und mißbraucht. Gott giebt uns einen besondern Tag, einen Ruhetag, einen Tag, der ihm geheiligt ist. Statt dessen werfen wir uns in's Geräusch und der Sonntag ist der jeder Zerstreuung und Weltlichkeit gewidmete Tag. Gott fordert von uns eine gegenseitige

Dienstfertigkeit, da er uns sagt: Du sollst Vater und Mutter ehren; aber diese Unterordnung mißfällt uns; wir wollen lieber befehlen, als daß wir aus Liebe Eines dem Andern dienen. Gott will, daß wir wachsam seien über das Leben, die Ehre, den Besitz des Nächsten. Wir aber verkürzen ihm das Leben; wir kränken ihn in seiner Ehre und nach seinen Gütern trachten wir. Gott will, daß wir der Wahrheit Zeugniß geben; aber statt dessen, was sagt die Bibel von uns? Alle Menschen sind Lügner. Ja, auch wenn alle diese Sünden nicht im Leben zum Ausbruch kommen, so sind sie nichts destoweniger als Gelüste vorhanden, welche nur die gute Gelegenheit erwarten. So haben wir den Zaun Gottes zerstört, und so ist er durch unser Fleisch zu schwach geworden zu unserer Bewahrung.

Gott nahm die Steine hinweg aus der Mitte Israels. Hat er für uns nicht ein Gleiches gethan? Räumet er nicht die Hindernisse hinweg, niedrigt er nicht die Berge für uns, trägt er uns nicht auf seinen Händen, daß unser Fuß nicht an einen Stein stoße? Wie manche Gefahr beseitigte er, wie manche Schwierigkeit hat er gelöst, und in den Augenblicken der Noth, wie manche Hülfe hat er uns gesendet! Aber wie erwiedern wir ihm diese Sorgfalt, uns das Leben zu erleichtern? Ist es wahr, daß wir keine seiner Wohlthaten vergessen? Ist nicht auch hierin die Geschichte des jüdischen Volkes unsere eigene? Da wir fett und satt wurden, wurden wir geil. Wir wurden fett und dick und stark und haben Gott fah-

ren lassen, der uns gemacht hat. Wir haben den Fels seines Heils gering geachtet.

Gott hatte einen Thurm in seinen Weinberg gebaut. Wir haben gesehen, daß dieß die Wächter des Herrn waren, die Weisungen und Mahnungen der Propheten. Wie viele Wächter hat aber Gott in unserm Leben aufgestellt! Wie laut ruft uns bald diese Stimme, bald jenes Ereigniß zu: Eins nur ist noth; trachte nach dem, was droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist. Wie manche Prophetenstimme ruft uns unsere Gebrechlichkeit, das nahe Ende unserer Täuschungen in's Gedächtniß und ladet uns zur Buße und zum Glauben. Wie aber behandeln wir solche Propheten? Wir bleiben taub, gleich wie das jüdische Volk taub blieb. Wir halten die Wahrheit zurück und erkennen nicht, was zu unserm Frieden dient. Wir verderben diesen Reichthum der Güte, Geduld und Langmüthigkeit, und bedenken nicht, daß uns die Güte Gottes zur Buße leiten soll.

Es hatte endlich Gott eine Kelter in seinem Weinberg gegraben. Dieß ist jene Tiefe in unserm Innersten, welche Gott erfüllen will, und wo er die Frucht seiner Arbeit und seiner Wohlthaten suchen wird. Aber was findet er? Herlinge anstatt der Trauben, die er erwartete. Nehmen wir unser Leben in seiner Gesammtheit. Die Güte Gottes währet ewiglich und jede Stunde, welche schlägt, ruft uns zu: Verdirb sie nicht, sie enthält eine Segnung. Befragen wir unser Gedächtniß, so wird es uns zahllose Beweise der Wachsamkeit und Barmherzigkeit Gottes zurückrufen. Aber

klagen uns nicht alle diese Erinnerungen an? Wann hat Gott die Frucht vorgefunden? Sehen wir Anderes als Rückfälle? Sind nicht unsere Erinnerungen Gewissensbisse? Sollten wir vor Gott die Erzeugnisse unseres irdischen Lebens ausschütten, was würde er damit anfangen können? Wären es nicht Herlinge? Auf Tausend könnten wir ihm nicht Eines antworten.

2) Was wird aber Gott aus diesen verderbten Segnungen machen, wenn er sie vor sich bringt?

Wir möchten es nicht leicht errathen. Er faßt sie zusammen und macht daraus neue Segnungen, ja größere, als die ersten waren.

Ich will dir drei Segnungen Gottes und zwar die größesten unter allen, die wir auch am meisten verderbt haben, zeigen und du sollst sehen, was er daraus gemacht hat.

Blicke zuerst auf Christum. Mit seinem Sohn hat uns Gott den Gegenstand seines Wohlgefallens geschenkt. Kostbareres giebt es nichts im Himmel und auf Erden als diese unaussprechliche Gabe Gottes. Wie sind wir damit verfahren? Nie ist ein Mensch behandelt worden wie Christus. Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Das Licht ist in die Welt gekommen und die Menschen haben die Finsterniß mehr geliebet, denn das Licht. Du siehst den Heiligen, den Gerechten den Heiden überantwortet, geschmähet, angespieen, gegeißelt, mit Dornen gekrönt und zuletzt an's Kreuz geschlagen und in Qualen, in Schmach verscheidend. Was hat Gott aus dieser Segnung ge-

macht, welche unsere Hände verbrecherisch zu Grunde gerichtet und mit Blut befleckt? Aus dem Mann der Schmerzen hat er den Weltheiland gemacht, aus dem zerschlagenen Leib hat er unser Lösegeld bereitet. Die gräulichen Streiche, alle Tropfen jenes kostbaren Blutes hat er gezählet und Alles zu unserer ewigen Erlösung verwandelt. Jene Striemen sind unsere Heilung; jene Todeswunden sind unser Friede. Von unsern Schlägen getroffen, wird uns Jesus Christus gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.

Eine andere Segnung: ich meine unsere Seele. Giebt es für uns etwas Kostbareres, denn unsere Seele? Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, nähme aber Schaden an seiner Seele? In welchem Zustand ist aber unsere Seele, seit sie von Gott losgetrennt ist? Kannst du die Verwüstungen überschauen, welche die Sünde angerichtet hat? Kannst du die eiternden Wunden, die sie geschlagen, heilen? Je weiter du auf diesem Boden vordringst, desto größer zeigt sich der Gräuel der Verwüstung. Wohlan denn! Hat Gott vernichtet, was wir verdorben haben? Im Gegentheil. Die verlorensten unter den Seelen erwählt er, um aus ihnen seine vorzüglichsten Schöpfungen zu machen. Er nimmt eine Seele an, in welcher sieben Teufel wohnen, und macht aus ihr eine heilige, eine Erbin des Himmels. Er begegnet einer andern, welche Ausschweifung, Hochmuth, Geiz zu Grunde gerichtet haben, und diesen Kehricht der Welt nimmt er, macht daraus auserkohrene Werkzeuge, Aus-

erwählte, welche leuchten werden, wie des Himmels Glanz. Der Hohe und Erhabene, der ewiglich wohnet, deß Name heilig ist, derselbe Gott macht Wohnung in solchen verderbten Seelen und macht daraus seine göttlichen Werkstätten. Du kömmst nach kurzer Zeit wieder und die Höhlen Satans sind zu Gärten Gottes geworden, daß man Wonne und Freude darinnen findet, Dank und Lobgesang.

Was Gott aber für eine Seele thut, das thut er ebensowohl für ein ganzes Land. Er hält eine Horde von Menschenfressern in ihrem wilden Laufe an; sein Vaterherz fließet über von Erbarmen; er sendet das Evangelium unter sie und entfaltet durch dasselbe seine Kraft. Bald werden solche Wölfe zu Lämmern, die Pardel wird bei den Böcken liegen. Dieselben Menschen machen ihre Schwerter zu Pflugschaaren und ihre Spieße zu Sicheln. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen. Nun sind es Brüder, welche zu einander sprechen: „Kommt, laßt uns zu dem Haus des Herrn gehen: wir wollen mit euch gehen."

Eine dritte und letzte Segnung: ich meine diese Welt, die im Argen liegt. Aus dieser Welt, auf welche die Teufel geworfen wurden, hat Gott seinen Acker gemacht. Dieses verfluchte Feld bepflanzt Gott mit den Wundern seiner Vorsehung. Du siehst nur Verbrechen, Blutvergießen, Bürgerkriege, — wohlan! Gott kann aus diesem Allen Stufen zu seinem Tempel machen. Auch unsere Ungerechtigkeiten müssen nach seiner Gerech-

tigkeit, wie seine größten Feinde, seinen Absichten dienstbar sein. Durch jenen Joseph, den seine entmenschten Brüder in einen Brunnen geworfen und dann verkauft haben, rettete Gott Egypten und Kanaan. Es haben diejenigen, welche die Scheiterhaufen der Märtyrer angezündet, aus dem Feuer jenen Glauben hervorgerufen, der viel kostbarer ist, denn Gold; eine Liebe, stärker als der Tod. Die Gräuelthaten, welche uns empören, die Umwälzungen, die uns umgeben, werden uns einst im Licht der Heiligkeit und der göttlichen Harmonie erkläret werden. Wie Gott die Welt aus dem Chaos gebildet, so wird er seinen Ruhm aus den von uns verderbten Segnungen ziehen. Wir wissen jetzt nicht, was er thut, aber wir mögen ihn nur machen lassen, es wird das Licht aufgehen in der Finsterniß und Heil unter seinen Flügeln.

Das mag uns trösten, wenn wir über die sichtbaren Dinge untröstlich sind, oder wenn wir zu sehr die Gaben Gottes verderbt haben. Gott wird unser Verderben, unsere besudelten Ueberbleibsel zusammennehmen und sein Mahl damit noch zieren; unter unsern Händen geht Alles zu Grunde, unter den Händen Gottes kehrt Alles zur Reinheit zurück. Ohne es zu wissen, hauen wir ihm die Steine zu, welche wir einst in seinem Triumphbogen sehen werden.

Es wird wohl Niemand sagen, wir predigen die Sünde, auf daß die Gnade mächtig werde und der Ruhm Gottes zunehme. Sünde bleibt immer Sünde, für den Einzelnen, wie für Völker. Willst du die Sünde? Das hieße dein Verderben begehren und der

Sünde Sold, nämlich den Tod. Aber es ist was Anderes um die Sünde im Gewissen des Menschen oder in der Vorsehung Gottes. Wir müssen für die Folgen des Uebels einstehen, welches wir verüben; Gott aber kann nach Wohlgefallen mit unseren Sünden verfahren. Wir haben für uns selbst die Verantwortlichkeit, Gott lenkt das Ganze. In der endlichen Harmonie werden wir auch die Segnungen wieder finden, welche wir verderbt haben. In dem Licht der Ewigkeit werden wir Christum, unsere Seele, die Welt so wiederfinden, wie sie von Gott selbst sind. Siehe, wird der König aller Könige, der Herr aller Herren sagen, ich habe Alles neu gemacht. Jeder Mund wird schweigen müssen und der Ruhm Gottes wird über Alles hervorstrahlen. Diesen Augenblick mögen wir erwarten; es ist derjenige, wo die Bücher aufgethan werden, wo unsere Augen sehen und wir unsere Kronen vor dem Throne niederwerfen und sprechen: Herr, Du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft, denn dein Rath ist wunderbarlich und führest es herrlich hinaus. Alles, was Odem hat, lobe den Herrn. Amen.

VIII.

Das unfruchtbare Beten.

Matthäus 6, 6.

Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dirs vergelten öffentlich.

Woher kommt der Reiz, der über das Leben der Patriarchen ausgebreitet ist, über das der Propheten und all der heiligen Männer des alten Bundes? Was kennzeichnet dieses Leben? Es waren nicht äußerliche Vorzüge, es war etwas Anderes, nämlich die Vertraulichkeit, in welcher jene Männer mit Gott standen. Noah hatte seinen Wandel mit dem Herrn; Abraham redete mit Gott, wie ein Mann mit seinem Freunde redet; Moses hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn; David, er sitze oder stehe auf, er gehe oder liege, immer hat er Gott vor Augen; Jeremias ist, mit seinem Gott, wie eine eiserne Säule und eine eherne Mauer im ganzen Lande. Mit seinem Gott steigt Daniel in die Löwengrube, und die drei Jünglinge, die in den feurigen Ofen geworfen werden, erfreuen sich noch in der Flamme der Gegenwart ihres Gottes. Diese Vertraulichkeit, ist sie denn heutzutage unmöglich? Wir, die unter dem neuen Bunde leben, sind wir unserm Gott nicht noch näher gebracht? Wer mich siehet, sagt Christus, der siehet

den Vater. Wären unsere Beziehungen zu Christo, was sie sein sollten, hätten wir nicht eine noch innigere Vertraulichkeit? Seit Gott Fleisch geworden und unter uns erschienen ist voll Gnade und Wahrheit, haben wir einen Gott, den wir mit unsern Augen sehen, mit unsern Händen betasten und der sich nicht schämet, uns Brüder zu nennen. Was diesen Gott an unsere Seite zieht, ist das Gebet. Sind wir Gebetsmenschen? Hier berühre ich wohl unser Hauptgebrechen. Die herrlichsten Verheißungen gehören dem Gebet an. Wer da bittet, wird empfangen; wer sucht, der findet; wer anklopft, dem wird aufgethan; und du wirst rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, so wird er sagen: Siehe, hier bin ich! Gott verspricht uns sogar, daß, ehe wir rufen, er uns antworten will; wenn wir noch reden, will er hören. Freilich, manches Gebet steigt zum Himmel und bleibt unfruchtbar; warum aber? Jakobus sagt uns hierauf: Ihr bittet und krieget nicht, darum daß ihr übel bittet. Beschauen wir unsere Gebete und fragen wir uns, in welchem Geiste wir gewöhnlich beten. Christus hat uns ein Wort hierüber gegeben; aus demselben ersehen wir zugleich, wie wir beten sollen und welche Frucht wir haben werden, wenn wir beten, wie sich's gebühret. Du aber, wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.

In diesem Worte sind zwei Rathschläge und zwei Verheißungen enthalten. Die zwei Rathschläge lauten, wie folgt:

1) Gehe in dein Kämmerlein;

2) Schließe die Thüre zu.

Die zwei Verheißungen lauten, wie folgt:

1) Dein Vater ist im Verborgenen, er sieht in das Verborgene;

2) Er wird dirs öffentlich vergelten.

Betrachten wir diese vier Punkte und wir werden die Ursache der Unfruchtbarkeit unserer Gebete erkennen.

1) Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein.

Christus will, daß wir ein Gebetskämmerlein haben. Darunter versteht er eine ruhige Stätte, wo es auch sein mag, zu Hause oder außer dem Hause, doch geeignet zur Sammlung. Die äußere Stille kömmt der inneren zu Hülfe, denn ohne Stille giebt es kein Gebet. Christus selbst hatte seine Gebetskämmerlein. Er zog sich bald in die Wüste, bald auf die Berge zurück, bald auf den Oelberg, um seine Seele vor Gott auszuschütten. Auch die Apostel hatten ihre Gebetskämmerlein. Man erzählt uns von einem Söller, wohin sie sich zurückzogen, entweder alle zusammen oder jeder für sich. Als die Abgesandten des Cornelius nach Joppe kamen, wo Simon Petrus sich befand, war dieser auf den Söller des Hauses gestiegen, um zu beten. Hat man aber einmal geschmeckt wie freundlich der Herr ist, so zieht man solche Stätten allen andern vor. Es knüpfen sich an dieselben so viele Erinnerungen und Segnungen! Sie sind

freilich nur die Vorzimmer zu einem andern Kämmerlein, das Christus im Sinne hat. Das wahre Kämmerlein ist da, wo die Seele mit Gott in Berührung tritt. Wir sind in dem Kämmerlein, wenn unsere Seele die Gegenwart Gottes gefunden hat. Die ruhigste Stätte ist nur dann unser Kämmerlein, wenn unsere Seele die rechte Stimmung hat und wenn wir in unserm Innersten mit Gott zusammentreffen, denn hierin allein besteht das Gebet. Hier nun stoßen wir auf die erste Ursache der Unfruchtbarkeit unserer Gebete. Wir beten, bevor wir in der rechten Verfassung sind. Man ist nur mit einem Fuß im Kämmerlein, man ist nicht ganz eingetreten. Unsere Seele ist nicht gehörig fest; ihr Grund ist zu beweglich; Gott ist nicht unser Alles; außer ihm nimmt uns noch Manches in Anspruch. Der Psalmist nimmt zuerst seine Zuflucht zu dem Herrn. Seine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn. Seine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser. Hierin besteht die Sammlung, dieß ist der Eingang in das Kämmerlein. Sind wir brünstig im Geist, so mag die Welt um uns zusammenstürzen, wir behalten Gott im Auge; aber eben diese Geisteseinkehr fehlt uns. Was unsere Gebete unfruchtbar macht, ist unsere weltliche Flatterhaftigkeit, das Unbestimmte unseres Willens, der bewegliche Grund unserer Seele, wo tausend eitle Dinge hin und her ziehen und wo es nie zur Stille kommt. Wir sagen uns nicht, daß in den Stunden des Gebets unser wahres Leben heranwächst und daß von ihnen unsere ganze Ewigkeit abhängt.

2) Schließe die Thüre zu. So lautet der zweite Rath Christi.

Es verschlossen die Apostel die Thüren, als sie nach der Auferstehung Christi zum Gebet sich vereinigten. So thut auch der Christ, in der Furcht, gestört zu werden. Wie fühlt sich unsere Seele gestört, wenn es heißt: mache schnell, man kommt. Schließen wir nicht immer die Thüre, so ist es wohl manchmal, weil wir fürchten, bei dem Gebet überrascht zu werden; man will nicht den wahren Grund angeben, warum man sich einschließt. Gedenken wir aber der Worte Christi: Wer sich meiner schämt, deß wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters mit den heiligen Engeln. Doch ist noch nicht Alles abgemacht, wenn der Schlüssel schon umgedreht ist. Es giebt ein äußeres und ein inneres Kämmerlein und eine erste und eine zweite Thüre; die erste kann zu sein, die zweite noch offen stehen. Durch gar manche Oeffnung dringen die Welt und die Sünde in die Seele; und von diesen Oeffnungen spricht der Herr. Heben wir einige derselben hervor:

Schließe die Thüre vor dem weltlichen Sinn. Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du stehest, ist ein heiliges Land; wer die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Die Weltliebe treibt zu den Dingen, die auf Erden sind, das Gebet aber ist das Verlangen der Seele nach Gott.

Schließe die Thüre vor dem Unglauben. Manchmal betet man, aber man weiß so ziemlich, daß für den vor-

handenen Fall das Gebet wenig nützen mag. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfahen werde.

Schließe die Thüre vor der Unbußfertigkeit. Man kann, während man betet, eine Sünde in sich tragen, die nicht gerichtet ist. Diese Sünde aber wird das Gebet lähmen. Breite zuerst diese Sünde vor Gott aus und löse dich von ihr ab, oder du betest ohne Aufrichtigkeit und dein Gebet muß unfruchtbar bleiben.

Schließe die Thüre vor dem Eigenwillen. Man möchte zuweilen von Gott eine Gabe erzwingen und so bringt man ins Gebet eine Beharrlichkeit, welche nur Hochmuth und Widerspenstigkeit ist. Richte zuerst diesen Zustand. Du stehst, wie aufgeregt du in demselben bist! Haftet unserm Gebet etwas dieser Art an, so mögen wir gewiß sein, daß es ein Bann ist. Bete wie Christus: Vater, wie du willst. Es ist immer für uns ein Gewinn, wenn wir den Willen Gottes unserm eigenen vorziehen. Der Eigenwille ist der grausamste Tyrann; der Wille Gottes ist gut, angenehm und vollkommen.

Schließe die Thüre vor den Sorgen. Was das Gebet weiter erfolglos macht, das sind jene Besorgnisse, jene finstern Ahnungen, welche uns an die sichtbaren Dinge fesseln, während das Gebet dem Bereich des Unsichtbaren angehört. Der Herr ist freundlich dem, der auf Ihn harret. Beten wir nicht in solchem Geiste, treten wir hingegen zum Gebet mit einer Menge Sorgen, welche uns mitten im Gebet umschlungen halten, wie können wir da irgend eine Frucht erwarten?

Schließe auch die Thüre vor deinen Erwartungen.

Auch eine Freude, die man voraussieht, kann, gleich den Sorgen, uns auf Abwege führen. Ueber dem irdischen Glück vergißt man Gott. Sage dir in diesem Fall, daß Alles, was du erwarten magst, dem Gott nicht gleichkommt, den du darüber versäumst. Hieltest du alle Arten von Glück in deiner Hand, so hieltest du nur ein Häuflein Staub und Asche, das nicht mit einer Viertelstunde, in Gottes Gemeinschaft zugebracht, zu vergleichen ist.

Durch alle diese Thüren dringen Welt und Sünde in die Seele. Wenn dieß Alles, ja der Geschmack an diesem Allem aus unsern Herzen geschwunden ist, dann ist die Thüre zu und wir haben Christum verstanden.

3) An diese zwei Rathschläge knüpft Christus zwei Verheißungen. Die erste lautet: Dein Vater ist im Verborgenen, er sieht dich in dem Verborgenen. Christus offenbart uns einen Gott, der bei uns ist im Kämmerlein und in jedem einzelnen Umstand. Dieß ist zwar nicht der gewöhnlich angebetete Gott. Unser Gott wohnt gewöhnlich über den Wolken. Man weiß wohl, daß Gott überall, daß er neben uns wie im Himmel ist, aber in der Praxis weiß man es nicht. Die Gegenwart Gottes hat so wenig Wirkung auf unser Leben, daß man berechtigt ist uns zu fragen: Wo ist dein Gott? Wir versetzen Gott so weit weg und so sehr ins Allgemeine, daß auch unsere Gebete sich im Weiten verlieren und daß wir dann nicht wissen, was wohl aus ihnen wird. Dieß aber hebt jeden vertraulichen Umgang zwischen Gott und uns auf. Wir wenden uns nicht zu ihm in jeder Gelegenheit; vielleicht fürchten wir eine zu große Vertraulichkeit und dadurch fallen wir in das entgegengesetzte Extrem. Wir

stehen mit Gott auf dem Fuß der Etikette, wodurch wir gehindert werden, ihn in unser Kämmerlein einzuführen und an unserer Seite zu sehen. Handelte so ein Abraham? Hätten wir die Einfalt Abrahams, wir würden nicht eine unpassende Familiarität fürchten. Würden wir nicht tausendfach mehr christliche Erfahrungen machen, suchten wir Gott mehr an unserer Seite? Welche Reichthümer schließt uns Christus in den kurzen Worten auf: „Dein Vater ist im Verborgenen." Schöpfe vollauf in seinen Schätzen; Er eröffnet dir seine Fülle. Gott will in das Einzelne mit uns eingehen. Seine väterliche Theilnahme erstreckt sich auf Alles. Nichts ist zu klein, um Gegenstand des Gebetes zu werden. O! wären unsere Augen geöffnet über den Antheil, welchen Gott an allen unsern Angelegenheiten nimmt, wie wären wir gerührt. In unserm äußern Leben fügen sich so viele Dinge auf eine von uns unabhängige Weise, die aber recht deutlich von Gott sind. Denkt aber Gott an uns, beschäftigt er sich mit uns in den geringen äußerlichen Dingen, wie mag er nicht für unser Geistliches besorgt sein! Wären wir aufmerksamer auf die innern Zustände, die er uns durchleben läßt, auf den Wechsel in denselben, auf seine Absichten, wenn er uns bald erhöhet, bald demüthigt, wir würden gewiß auch sagen: Gewißlich ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht. Wir würden im Grund der Seele, in diesem unsichtbaren Kämmerlein unsern himmlischen Vater finden, wie er wirkt, einkehrt und wieder einkehrt, immer neue Nahrung fürs Gebet zuführt und neue Gluth zum Dank entfacht. Sind unsere Gebete unfruchtbar, so ist es, weil unsere Augen zu

sind. Unser geistliches Leben wird nicht genug entwickelt durch fortwährende Entdeckungen der väterlichen Theilnahme Gottes. Diese würden Oel in unsere Lampen gießen. Wir aber verschließen die Lampen und das Licht geht aus.

Das Verborgene, wo der Vater ist und uns sieht, sind auch die geheimen Absichten, die Gott im Grund unserer Gebete sieht. Gott prüft Herzen und Nieren; und sind unsere Gebete oft erfolglos, so kommt es daher, daß Gott den Mißbrauch voraussieht, welchen wir von den Segnungen, die wir begehren, machen würden. Und dieß ist wahr von den zeitlichen Gaben wie von den geistlichen. Ihr bittet, sagt Jakobus, daß ihrs mit euern Wollüsten verzehrt. Gott will nicht unserm Egoismus Nahrung geben, noch unsern geistlichen Hochmuth begünstigen. Gottes Gaben sind uns nur nützlich, wenn wir Gottes Ehre, nicht aber unsern eigenen Vortheil beabsichtigen; oft überzeugt man sich, daß man vor Allem Gott sich vorsetzt, aber der ins Verborgene sieht, schaut tiefer in unsere Seele als wir selbst.

Oft auch sind unsere Bitten nicht ernstlich gemeint. Man kann selbst täglich um Gnaden bitten und sich immer auf dieselbe Weise wiederholen, kümmert man sich gleich in der Wirklichkeit wenig um eben diese Gnaden. So bittet man oft um Vergebung der Sünden, Erneuerung des Herzens, Ausrottung dieses oder jenes Lasters oder sonst wofür. Läge einem so viel an diesen Dingen, als man es wiederholt, so würde man weit kräftiger gegen alle Gewohnheiten ankämpfen, und man wäre weit mehr in Unruhe. Darum auch sind viele Gebete unfruchtbar. Es

wartet Gott, bis wir den Mangel und das Bedürfniß der Dinge, welche wir von ihm begehren, empfinden. Schmachten wir einmal nach solchen Gnaden, so erkennen wir deren Werth doppelt und unseren Gebeten werden sie gewährt.

4) Dazu haben wir die Verheißung in den Worten Christi: Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich. Im Kämmerlein bereiten sich die größten Dinge vor, sowohl diejenigen, welche auf unser Leben den größten Einfluß ausüben, als die wichtigsten im Reiche Gottes. Eine Seele, die vor Gott sich wahrhaft gedemüthigt hat, ist stärker denn ein Heer. Als Luther, noch als Mönch, in seiner Zelle vor Gott in den Ruf ausbrach: „Meine Sünde, meine Sünde, meine Sünde," da legte er den Grund zur Reformation des 16. Jahrhunderts. Als August Hermann Franke vor Gott auf den Knieen die nöthigen Mittel zu der seitdem so berühmt gewordenen Anstalt zu Halle begehrte, da sah ihn wohl Gott im Verborgenen und hat es ihm auch öffentlich vergolten. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist. Warum sind die Stunden, welche wir im Kämmerlein zubringen, so unfruchtbar? Es kann diese Unfruchtbarkeit von dem Zustand unserer Seele oder von dem Wesen unserer Bitten herkommen. Achte darauf, ob die Vorbedingungen erfüllt sind. Wir sind nicht immer ganz in unserm Kämmerlein. Wir haben nicht immer die eigentliche Thüre zugeschlossen, und der Vater, der im Verborgenen ist, erblickt nicht immer, was ihm wohlgefällig wäre. Allein es giebt Fälle, wo die Unfruchtbarkeit des Gebets bloß schein-

bar ist. Wir werden erhört und zwar besser, als wir's meinen. Gott kann unsere Gebete in ihrem Grund erhören, ohne sie wörtlich zu erfüllen. Als Augustins Mutter mit Thränen bat, daß Gott ihren Sohn von Rom fern halten möchte, so wurde zwar ihre Bitte nicht ausdrücklich gewährt, aber ihre Absicht nichtsdestoweniger erhört. In Rom war Augustins Herz ergriffen. Es hatte aber im Grund diese fromme Mutter nur um die Bekehrung des Herzens ihres Sohnes gefleht. Erhört uns Gott nicht immer, wie wir es meinen, so erhört er uns, wie Er es meint, seine Meinung aber ist besser, denn die unsrige. Ueberlassen wir Gott die Folgen unserer Gebete. Er merkt auf; vor ihm ist ein Denkzettel geschrieben; der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Unsere Gebete sind nicht darum unfruchtbar, weil Gott nicht aufmerkt, sondern weil in uns ein Hinderniß vorhanden ist. Wir sollten mehr nach dem Geiste des Gebets streben und hiezu brauchen wir's nicht anstehen zu lassen bis wir in dem Kämmerlein sind. Es ist das Gebet nicht eine vereinzelte Handlung, es ist das Leben, der Odem der Seele. Wie manchen Augenblick verträumt unsere Seele, wo wir könnten nach dem Herrn fragen und nach seiner Macht, denn es gehet gewaltiglich und fröhlich zu an seinem Ort.

Ein einziger jener Seufzer, welche mitten in unsern Wirren den Herrn suchen, würde durch die Wolken dringen. Der aber die Herzen erforschet, weiß, was des Geistes Sinn ist, wenn dieser in uns jene unaussprech-

liche Sprache hervorbringt. Was unsre Gebete tödtet, ist unser irdischer Sinn. Ist dieser einmal überwunden, so wird unser Leben ein Gebetsleben werden. Ist aber unser Herz im rechten Geist, so befinden wir uns im Kämmerlein, wo wir auch sein mögen. Unser Wandel wird gleich dem der Patriarchen mit dem Herrn sein. Wenn ich nur ihn habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte. Niemand ist gleich wie er, und das ist das ewige Leben, daß wir ihn, daß er allein wahrer Gott ist, und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen.

Weder in der Welt noch in der Einsamkeit werden wir den Weg des Lebens verfehlen. Mit dem Psalmist werden wir sagen: Ich habe den Herrn allezeit vor Augen, denn er ist mir zur Rechten, darum werde ich wohl bleiben. Vor dir ist Freude die Fülle und lieblich Wesen zu deiner Rechten ewiglich.

IX.

Das christliche Gewohnheitsleben.

Lucas 15, 25—32.

Aber der älteste Sohn war auf dem Felde, und als er nahe zum Hause kam, hörete er das Gesänge und den Reigen;

Und rief zu sich der Knechte einen, und fragte, was das wäre?

Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästetes Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat.

Da ward er zornig, und wollte nicht hinein gehen. Da ging sein Vater heraus, und bat ihn.

Er antwortete aber und sprach zum Vater: Siehe, so viele Jahre diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.

Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästetes Kalb geschlachtet.

Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn! du bist allezeit bei mir, und Alles, was mein ist, das ist dein.

Du solltest aber fröhlich und gutes Muths sein; denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren, und ist wieder gefunden.

Mit der Geschichte des verlornen Sohnes hat der Herr eine andere verbunden, die nämlich des ältern Bruders. Dieser Sohn hatte nicht wie der andere ein schlechtes Leben geführt; nie hatte er sich Ausschweifungen erlaubt und immer war er mit dem Vater geblieben. Er war in allen Stücken geordnet, und aufmerksam in der

Erfüllung seiner Pflichten, kömmt er doch an dem Abend, da sein Bruder eintrifft, vom Felde zurück. Dem Aeußern nach kann man ihm nichts vorwerfen, doch sehen wir, daß sein inneres Leben nicht ist, was es sein sollte. Er zeigt sich weder als guter Sohn, noch als guter Bruder. Neid, Groll, Zorn, Hochmuth kommen zum Vorschein, wenn der Vater ihn bittet einzutreten und seinem Bruder die Hand zu reichen. Auch bemerken wir in diesem Charakter eine große Trockenheit. Wenn dieser Sohn zu seinem Vater sagt: siehe, so viele Jahre diene ich dir, sollte man meinen, er spreche von einem harten Frohndienst. Wir sehen, er hätte wohl manchmal die Gesellschaft von Freunden derjenigen des Vaters vorgezogen; es hat also Augenblicke gegeben, wo sein Vater ihm beinah lästig war. Diese Gefühle beweisen uns, daß dieser Sohn nie wahrhaftig das Glück des Lebens empfunden, das er in Gemeinschaft mit dem Vater führte, und daß der Geist dieses Sohnes weniger ein kindlicher als ein Geist des Zwanges und der Knechtschaft war. Wen meint aber wohl der Herr unter dem Bild des älteren Bruders? Nicht den Pharisäer; denn in diesem Gemüthe sind auch gute Eigenschaften, welche wir nicht verkennen wollen. Aber auch nicht den Bekehrten, dazu fehlt das gebrochene Herz, der Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit von oben. Der Herr will uns einen Zustand zwischen beiden vorhalten. Wir können ihn mit dem Namen des christlichen Gewohnheitslebens bezeichnen. Diesen Zustand wollen wir betrachten. Zuerst erklären wir, was darunter zu verstehen ist; sodann sehen wir, aus welchen Ursachen er entspringt; zuletzt forschen wir den Mitteln nach, wodurch er

geheilt wird. Diesen drei Punkten wollen wir unsere Aufmerksamkeit widmen.

1) Was verstehen wir unter dem christlichen Gewohnheitsleben? Drei Beispiele werden hierzu genügen.

Es giebt manchmal Zeiten des Verfalls, wo der Unglaube ein ganzes Land überzieht und wo in Kirche und Familie das religiöse Leben wie erloschen ist. Es ist, als hätte Gott den Leuchter hinweggenommen und als wäre die letzte Spur des Glaubens verwischt. Dennoch, wenn du in solchen Zeiten recht schaust, wirst du immer noch einige fromme Männer finden, kaum bemerkbar freilich, wie ein Häuslein im Weinberge oder eine Nachthütte in dem Kürbisgarten. Das sind Leute von ächtem Schrot und Korn, die Träger der alten, guten Sitten und auch des religiösen Geistes. Inmitten der Gleichgültigkeit, die sie umgiebt, haben sie den Hausgottesdienst, das Tischgebet, die Sonntagsfeier und die übrigen religiösen Uebungen beibehalten; verglichen mit dem Geschlecht ihrer Zeitgenossen sind sie wahre Heilige. Es finde aber in derselben Gegend eine Erweckung statt. Ein schlechtberüchtigter Mensch wird von der Gnade ergriffen und zum Evangelium bekehrt. Dieß versteht der ältere Bruder nicht recht. Ein Mensch, der sich immer auf der rechten Straße gehalten, muß, nach ihm, Gott weit wohlgefälliger sein als ein solcher, der so viele vergeudete Jahre hinter sich hat und dessen Aenderung vielleicht nicht aufrichtig ist. Das Geheimniß der Rechtfertigung durch den Glauben ist diesem ältern Bruder noch nicht offenbart. Seine Frömmigkeit ist eine überlieferte; sie ist immer die-

selbe gewesen. Diesen Zustand nennen wir ein christliches Gewohnheitsleben.

Ein zweites Beispiel:

Es giebt Kinder, welche in einem gottesfürchtigen Kreise erzogen wurden und welche nur christliche Beispiele vor Augen hatten. Ihre Eltern, alle mit ihrer Erziehung beauftragten Leute, die Anstalten, die sie besuchten, die Geistlichen, die sie unterrichteten, Alles sollte aus diesen Kindern musterhafte Christen machen. Wäre die Frömmigkeit ein Gut, das vom Vater auf den Sohn sich vererbte, so würden solche Kinder uns die vollkommensten Bekehrungen darstellen. Jedoch zeigt sich wohl in der Folge ein wahres Werk der Wiedergeburt in dem Lebenswandel solcher Kinder? Kennen sie Christum auf die rechte Art, als solche Seelen, welche nur Christum ihre Gerechtigkeit nennen? Wie kann man wissen, ob man eigene Kraft zum Gehen besitzt, wenn man immer auf Anderer Schultern getragen wurde? Man ist freilich nie ungläubig gewesen, man ist in frommen Uebungen groß geworden; aber ist eine also anerzogene Frömmigkeit ein Werk Gottes? Auch hier kann man die wahre Bekehrung und das christliche Gewohnheitsleben verwechseln.

Noch einen letzten Fall:

Es gehört einer seit Jahren den religiösen Versammlungen an. Er ist ein längst Erweckter; es hat zur Zeit etwas in ihm begonnen. Vielleicht hat er einmal die Schmach Christi getragen; aber beobachtest du nach einigen Jahren sein religiöses Leben, so erscheint es dir gar dürre und so ist es auch. Doch hält sich dieser Mensch für einen

Veteranen in der Sache Gottes. Vielleicht ist er der zuerst Erweckte in seiner Gegend gewesen; und ereignete sich eine neue Erweckung, so würde dieser ältere Bruder sich den zuletzt Kommenden weit überlegen fühlen. Er möchte nicht durch die Bewunderung, die jenen gezollt wird, in den Schatten gerückt werden. Er findet an diesen neuen Bekehrungen gar Manches auszusetzen; je mehr er sie unterstützt, desto mehr zeigt er sich als Kenner. Hättest du aber die Wahl zwischen der frischen Frömmigkeit, die vielleicht kaum dem Schlamm sich entrissen, und jener verjährten und veralterten Erweckung, so würdest du wohl nicht schwanken. Da hast du auch wieder ein Stück christlichen Gewohnheitslebens vor dir.

Nach diesen drei Beispielen wird uns die Sache klar sein. Es handelt sich um eine religiöse Richtung, welche äußerlich alle Merkmale des wahren Glaubens an sich hat, der aber innerlich das frische Leben fehlt. Solche Frömmigkeit erbaut nicht; sie ist wie eine unbethaute Pflanze. Was ist da Fehlerhaftes? Das Göttliche nützt sich nicht ab, aber das, was sich abnützt, ist nicht ein Göttliches. Betrachten wir darum die Ursachen eines solchen Zustandes.

2) Es kommt vor Allem von einer zu unvollkommenen Sündenerkenntniß.

Der ältere Bruder ahnte wohl nicht, was von Eifersucht, Hochmuth, Zorn und Groll in den geheimen Winkeln seines Herzens schlummerte. Hat man nicht die Sünde in ihrer Macht vor sich gesehen, so fällt man leichter in das Gewohnheitsleben. Man eignet sich die Gnade auf eine ganz natürliche Weise an, aber der Hunger und Durst nach derselben ist nie recht lebendig gewesen. Es ist gewiß

nicht nothwendig, daß man bis zum Schweinhüten komme, um zur Sündenerkenntniß zu gelangen; die Sünde ist wirksam genug im Grunde der Seele, man kann sie da finden; sie braucht nicht zum Ausbruch und bis zum Laster zu kommen. Aber man achtet nicht auf die inneren Regungen; man hat nicht das zarte Gewissen wach gehalten; man hat zu oft dieselben Stimmungen wahrgenommen und zuletzt sich mit ihnen abgefunden; darum fällt man in das Gewohnheitsleben. Blickten wir tiefer in die Wunden unseres Wesens und wären wir weniger eigenliebig, wenn uns die Wahrheit verdammt, so würde die Quelle des Lebens nicht so oft zu fließen aufhören.

Ferner lesen wir das Wort Gottes viel zu oberflächlich. Wir machen daraus ein Tagewerk; wir lesen viel und betrachten zu wenig. Wir müssen es auf uns anwenden. Wir verweilen nicht genug bei unserm alten Menschen; gleich eilen wir nach den Verheißungen und Tröstungen; die harten und strengen Worte der Schrift bekümmern uns zu wenig. Diese aber sind der Hammer, der Felsen zerschmeißt, und das Schwert, das die Gedanken und Sinne des Herzens durchdringt. Auch lesen wir zu wenig im Geiste des Gebets. Wir versetzen uns nicht unter die Augen Gottes und erwecken nicht in uns die Seufzer des heiligen Geistes nach einem andern Zustand. Dieser zu wenig gewissenhafte Gebrauch des Wortes Gottes macht, daß wir Ueberzeugungen, die nur im Kopf wurzeln, für Erfahrungen des Herzens nehmen. Oder wir schreiben auch dem Herzen zu, was bloß in der Einbildung vorhanden ist. Es sind vorübergehende Empfindungen, welche über unsern zähen Willen nicht Meister

werden. Nach dem Eindruck des Augenblicks stellt sich der alte Mensch wieder ein.

Oft auch gesteht man sich nicht, daß unsere Frömmigkeit eine knechtische ist. Der ältere Bruder hätte sich lieber auch mit seinen Freunden belustigt, als mit seinem Vater zu sein. Wir legen uns hierüber nicht immer Rechenschaft ab. Man betet, man liest die Bibel, man ist scheinbar mit Gott, man wäre aber lieber anderswo. Man unterdrückt einen Ueberdruß, der von der natürlichen Feindschaft gegen Gott kommt, und der doppelt peinlich ist, zuerst, weil er einmal da ist, und dann, weil man ihn verbergen muß. Wie manche religiöse Uebung liegt unter diesem Zwang! Die Handlung wird freilich vollbracht, aber man wagt es nicht, die Gesinnung genauer zu prüfen. Hätte man sie passend unterlassen können, so hätte man sie unterlassen. Was in solcher Stimmung geschieht, gehört auch zu jenem Gewohnheitsleben; aus dieser Quelle fließt gar manches Werk, gar manche Tugend, welche die Welt bewundert.

Der Geist der Knechtschaft ist auch ein Geist der Furcht. Die Furcht hat die Knechtschaft in ihrer Folge. Man ist Gottes zu benöthigt, um übel mit ihm zu stehen; auch ist er zu mächtig, als daß man ihm ins Angesicht widerstünde. Seine Züchtigungen sind zu gefährlich; so liebt man ihn nicht, man fürchtet ihn. Das Herz fühlt sich nicht wohl dabei; die Sünde hat es aus der Liebe, seinem ursprünglichen Zustande, herausgerissen. Die Liebe erweitert das Herz; die Furcht, welche die Liebe ersetzt, trocknet es aus. Wie dürre ist doch das Herz des ältern Sohnes. In diesem Zustande befindet sich aber eine

Menge von Christen, welche nur Gott dienen, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, nicht weil sie sich gedrungen fühlen, den Vater zu lieben und in seiner Nähe zu verbleiben.

3) Wie mögen wir uns aber vor solchem Gewohnheitsleben bewahren, wie ihm abhelfen? Diesen dritten Punkt wollen wir jetzt behandeln.

Verbleiben wir immer in der Wahrheit und in der Demuth; benützen wir hiezu jedes Mittel, das uns Gott geboten hat.

Das Sicherste ist und bleibt die heilige Schrift. Die Wahrheit ist nicht von Natur aus in uns. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, aber sie suchen viele Künste, und so wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet. Dein Wort, sagt Christus, ist die Wahrheit. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht die Albernen weise. Dieses Wort wird uns lehren, ob wir in der Wahrheit sind oder ob wir nur in todten Gewohnheiten leben. Dienen wir dem Herrn mit Freuden und kommen wir vor sein Angesicht mit Frohlocken? Was wir thun, thun wir es von Herzen, als für den Herrn? Thun wir es ohne Murren, noch Zank? Haben wir mehr als den bloßen Schein des Gebets? Ist unser Herz da, wo unser Schatz ist? Gepflanzt in dem Hause des Herrn, grünen wir in den Vorhöfen unseres Gottes? Sind wir stark und thun wir je länger je mehr?

So können wir auf den Weg der Wahrheit gelangen und auf demselben uns erhalten. Bald werden wir unter-

scheiden, was aus der wahren Quelle entspringt und was erzwungen ist, und alles Gekünstelte wird uns zur Qual werden, so daß wir ihm entsagen

Die Schrift wird uns auch in der Demuth erhalten. Sie spricht zu jedem ältern Bruder, welcher sich des gefallenen Bruders schämt: Wer hat dich vorgezogen? Was hast du aber, das du nicht empfangen habest? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte? Du sollst wissen, daß du die Wurzel nicht trägst, sondern die Wurzel trägt dich. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Kaum hatte Herodes sich in seinem Stolz erhoben, so schlug ihn alsbald der Engel des Herrn darum, daß er die Ehre nicht Gott gab, und ward gefressen von den Würmern und gab den Geist auf. Die Demuth erhält das Leben, der Hochmuth verzehrt es. Je mehr man Gott die Ehre giebt, desto mehr haben die Brünnlein Gottes Wasser die Fülle.

Zuletzt führt Gott Gelegenheiten herbei, wo er uns gegen unsern Willen uns selbst entreißt. Die Ankunft des Sohnes, der verloren gewesen, aber wieder gefunden ward, war für den ältern eine solche Gelegenheit. Plötzlich fühlt dieser sonst so ruhige Mensch den Zorn in sich entbrennen, und die ganze Häßlichkeit seines natürlichen Herzens kommt zum Vorschein. So stellt Gott uns heilsam oft uns selbst gegenüber, damit wir uns kennen lernen. Hat man ein Stück Wegs in der Gnade zurückgelegt, so

nimmt man leicht diese Gnadenerfahrung für ein durch unsere Frömmigkeit gewonnenes Eigenthum. Man hält sich für berechtigter und will nicht mehr mit einem gewöhnlichen Sünder auf derselben Linie stehen. Ein Weilchen nur, und Gott wird uns von unserer Höhe hinabstürzen und wir werden erfahren, daß unser Herz wie das eines jeden Andern ist. Wir werden dann wieder gerne durch Gnade und nicht durch unsere Fortschritte selig werden. Da wird der jüngere Bruder sein vergeudetes Leben beklagen, wir aber unsern Stolz, unsern Söldnergeist, alle die Jahre, wo wir unter dem Schein, Gott zu dienen, nur uns selbst suchten. Je mehr der Geist Gottes uns die Augen öffnet, desto tiefer zeigt sich uns unser Fall. Glücklicherweise haben wir denselben Vater. Er wird zu uns herauskommen und uns bitten hineinzugehen, mit den Worten: Mein Sohn, Alles, was mein ist, das ist dein. Wie er den jüngern von den Befleckungen des Fleisches gereinigt hat, so wird er uns von denjenigen des Geistes reinigen, welche feiner und gefährlicher sind. Wir werden hineingehen, daß wir überkleidet werden, auf daß das Sterbliche anziehe die Unsterblichkeit. Wir werden für den letzten unter den Sündern voll Barmherzigkeit sein, denn wir waren auch weiland Unweise, Ungehorsame, Irrige, Dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und hasseten uns unter einander. Ein jeder rückkehrende verlorne Sohn wird ein neuer Ruf zur Liebe an uns sein; wir werden uns neben ihn setzen, ihn herzlich lieb haben, ihn zu

den Füßen unsers gemeinsamen Heilandes begleiten, und unsere Freude wird es sein, bekennen zu dürfen: Auch ich bin todt gewesen und wieder lebendig geworden; ich bin verloren gewesen und wiedergefunden worden.

X.

Die Kreuzesscheu.

Evang. Johannis 19, 17.

Jesus trug sein Kreuz.

Wir sehen hier Jesum unter dem Kreuze. Bevor er an dieses Kreuz geheftet war, trug er es, und er nennt dieses Kreuz das seinige. Wie ein König von seiner Krone und seinem Heere sprechen würde, so spricht Christus von seinem Kreuze. Was ist aber dieses Kreuz? Ist es nur das Holz, das die Schultern Jesu beschwert, ist es nicht etwas Anderes noch? War das ganze irdische Leben Jesu nicht ein Kreuz? und hat er dieses Kreuz nicht von der Krippe an bis zur Schädelstätte getragen? Und es sind unsere Sünden, welche, wie wir wissen, das ganze Leben Jesu zu einem Kreuze gemacht haben. Er hat unsere Sünden selbst geopfert an seinem Leibe auf dem Holze, dieß ist das Kreuz, unter welchem wir ihn erblicken. Dieses allgemeine Kreuz lastet auf ihm: nämlich alle Folgen und Strafen unserer Sünden. Das ist es, was dieses Holz uns versinnlicht. Wir haben nie die Folgen einer einzigen unserer Sünden durch und durch empfunden. Das zarteste Gewissen, die bußfertigste Seele hat noch nicht das volle Gefühl der Trennung,

welche die Sünde zwischen Gott und uns hervorgebracht hat. Ist dieß wahr von einer Sünde, was sollen wir sagen von den Millionen von Sünden, die unser Gewissen beschweren, und den Millionen von Sündern, deren Sache Christus auf sich genommen hat? Aber der Anblick des Heilandes unter dem Kreuze zeigt uns auch unsere eigene irdische Bestimmung. Er selbst sagt uns: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Es ist eine große Gnade, wenn man an Christum glauben kann; eine noch größere Gnade ist es, wenn man für ihn leiden darf. Das Kreuz ergänzt den Glauben, und das Erhabenste, was man sehen kann, ist ein Mensch, der bei Jesu oder für ihn leidet. Die schönste Inschrift, womit das Grab eines wahren Christen geschmückt werden kann, ist wohl: Er hat sein Kreuz getragen.

Wie tragen wir unser Kreuz? Erforschen wir uns hierüber vor Jesu, der das seine trägt. Jeder Tag hat seine Last. Gleichwie jeder Tag mehr oder weniger ein Kreuzestag ist, so ist auch jeder Tag ein Glaubenstag. In welchem Geiste leiden wir? Wie Jesus und für ihn? Blicken wir in unser Inneres, so entdecken wir da leicht etwas, das vor dem Kreuze zurückschreckt.

Diese Seite unserer Natur möchte ich weiter ausführen. Diese Kreuzesscheu ist bald eine ausgesprochene, bald eine versteckte, und sie ist es, welche uns der größten Segnungen des christlichen Lebens beraubt. Wir sind nie Christo näher, als wenn wir unter dem Kreuze sind, und ist es nicht die größte Glückseligkeit, Christo nahe zu sein? Erforschen wir unser inneres Leben, und betrachten wir

die mannigfachen Gestaltungen der Kreuzesscheu, wir werden sodann sehen, welcher Segnungen sie uns beraubt.

Nehmen wir diese zwei Punkte zum Gegenstande unserer Betrachtung, so werden wir die Worte: Und Jesus trug sein Kreuz, in ihrer Anwendung aufs Leben verstehen.

Es giebt, wie wir so eben sagten, eine ausgesprochene Kreuzesscheu.

Es giebt Menschen, die nicht leiden können. Das geringste Unwohlsein ist ihnen unerträglich; die leichteste Widerwärtigkeit versetzt sie in üble Laune. Sonderbarer Weise sind es gewöhnlich solche Leute, welche gegen Andere am anspruchsvollsten sind; je weniger sie selbst ertragen können, desto mehr Geduld verlangen sie von Andern. Haben solche Menschen irgend ein anhaltendes Kreuz, so ist des Jammerns kein Ende; sie sind wahre Märtyrer, ist gleich ihr Leiden oft nur ein geringes. Dieß sind die Qualen der Empfindlichen. Sie haben nie einen Blick auf Christum und dessen Kreuz geworfen. Wie würden sie ihr Benehmen beurtheilen, wenn sie sich Ihm gegenüberstellten, der uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen in seinen Fußstapfen! Auch sind unsere Leiden gerechte. Ist es nicht für gegenwärtige Sünden, so ist es für vergangene, daß sie uns treffen, und wollte Gott mit uns handeln nach unsern Sünden und uns vergelten nach unsern Missethaten, so würden ganz andere Leiden über uns kommen. Dieß ist nicht auf Christum anwendbar. Wer kann ihn einer Sünde zeihen? Er schalt nicht wieder, da er gescholten ward; er drohete nicht,

da er litt. Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut.

Andere sind weniger empfindlich; aber wir haben alle unsere verwundbaren Stellen, und faßt uns Gott bei einer derselben an, so zeigt sich auch da sogleich die Kreuzesscheu. Der Geizige, der Ehrsüchtige, der Selbstgerechte, der Arme wie der Reiche, ein jeder hat sein besonderes Kreuz; was dem Einen ein Kreuz ist, wäre es nicht für den Andern, und es möchte der Eine wohl mit dem Andern tauschen; aber Gott, der die Gemüthsarten kennt, weiß auch, welcherlei Kreuz für uns am passendsten ist. Unsere verwundbaren Stellen sind eben diejenigen, wo wir am meisten an uns selbst haften, und gewöhnlich legt Gott das Kreuz da auf, um uns zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes vorzubereiten. Werfen wir wieder einen Blick auf Jesum. Er hatte keine verwundbare Stelle, er war nur empfindlich für uns. Das aber konnte er nur dadurch sein, daß er sich selbst erniedrigte. Woher ihm auch das Kreuz kam, immer trug er es auf dieselbe Weise. Dazu befähigt nur die Liebe, und was ist die Liebe? Es ist das Aufgehen unseres Ich in Gott und im Nächsten. Doch ist die Kreuzesscheu öfter versteckt als ausgesprochen.

Du begegnest Menschen, die Alles vortrefflich erdulden, und die aus Grundsatz sich nie beklagen. Sie sind gleich Säulen aus Erz. Allein zwischen der Gesinnung dieser Menschen und dem Geist Christi ist ein Kontrast

wie zwischen Himmel und Erde. Christus ist sanftmüthig und von Herzen demüthig; die Helden, die wir meinen, sind von einer abstoßenden Schroffheit. Es ist eine selbstgeschaffene Tapferkeit, welche im Grund die Kreuzesscheu nicht überwunden hat. Wird dieser Stoicismus keine Bewunderer mehr finden, so wird er bald kleinmüthig sein. Zwar giebt es solche Starke, welche sich selbst nicht eingestehen, wie viel sie leiden. Wie man Andere täuschen kann, so kann man sich selbst täuschen. Warum aber thut man's? Weil man sich gegen die Kreuzesscheu waffnen will. So ist denn diese vorhanden.

Andere, weniger steif, sind doch eben so fern von der Gesinnung Christi. Sie machen's so gut als möglich, um ihre Unfälle zu ertragen, und es gelingt ihnen. Wie fangen sie's an? Sie haben eine glückliche Gemüthsart, wie man sagt. Sie nehmen das Leben mit all seinem Ernst leicht auf. Sie finden bald eine Entschädigung für all ihre Leiden; sie haben andere Tröstungen. Aber das heißt nicht sein Kreuz tragen, sondern es loswerden. Warum aber schütteln sie es ab? Weil sie es fürchten. Hätten sie nicht die Kreuzesscheu, so würde sich ihr Herz nicht so schnell anderwärts hinwenden.

Ein andere Klasse von Menschen schöpft Kraft aus der Hoffnung. Sind sie in einer Noth, so empfinden sie dieselbe wohl, doch hoffen sie auf einen Wechsel. Sie wissen sich so gut in die Zukunft zu versetzen, und haben hierin eine so glückliche Einbildungskraft, daß sie, unter dem Kreuz, dasselbe beinahe nicht mehr fühlen. Sie sind schon durch die Hoffnung davon befreit. Auch dieß ist das Kreuztragen Christi nicht. Ist seine Seele betrübt,

so fühlt er, daß er darum in diese Stunde gekommen ist. Er fühlt jeden Pfeil, der seine Seele trifft oder seinen Leib zerreißt. Er schmeckt seine Leiden wie ein Anderer seine Freuden. Was ihn unter dem Kreuz aufrecht hält, ist eine gegenwärtige Kraft, nicht eine zukünftige Hoffnung. Auch haben wir die Gegenwart in's Auge zu fassen, wenn wir unter dem Kreuze sind; gehen wir zu rasch davon mit unsern Gedanken und Hoffnungen, so verlieren wir die Frucht des gegenwärtigen Augenblicks. Haben die Menschen, von welchen wir sprechen, Etwas, das sie in dem Augenblick selbst halte? Entfliehen sie doch demselben auf den Flügeln der Einbildung, und warum? Immer aus demselben Grunde: sie sind eben kreuzesscheu.

Wie schaden wir uns mit diesem kreuzesflüchtigen Sinn! Wir berauben uns dadurch der größten Segnungen des christlichen Lebens. Ist es nicht eine Gnade, brünstig im Geiste zu werden? Sind wir es aber in unserm gewöhnlichen Wesen? Wenn wir so bequem uns können gehen lassen, entwickelt sich da in uns jene Lebenswärme, welche uns in der Gemeinschaft mit Gott erhält? Sind wir nicht eher in Lauheit versunken? Was aber bringt uns eher aus unserm geistlichen Siechthum als ein Kreuz? Schon durch diese Aufrüttelungen wird ein jedes Kreuz eine vollkommene Gabe. Es wirkt auf unser ganzes Wesen; es weckt uns auf aus unserm Schlummer. Da lernt man wieder wahrhaftig beten. Die bewegte Seele ruft aus der Tiefe zum Herrn. So lockt uns Gott, führet uns in eine Wüste und redet freundlich mit uns. Die irdische Gesinnung, welche uns der Eitelkeit unterwirft, wird vor der geistlichen Ge-

sinnung weichen, welche Leben und Friede ist. Da wird die Bibel wieder das Wort Gottes. Prüfet sie hierinnen, ob sie euch nicht des Himmels Fenster aufthut und Segen herabschüttet die Fülle. Der fleischliche Arm wird durch einen andern ersetzt, der, von der Höhe ausgeschickt, uns holet und ziehet aus großen Wassern — da erwachen alle geistlichen Bedürfnisse und schreien nach dem starken lebendigen Gott. Dieser erste Gewinn ist aber nicht der einzige. Hier ein zweiter.

Klärt das Kreuz uns nicht über uns selbst auf? Wir kennen uns so wenig, wenn Alles gut geht. Da wissen wir nicht, ob wir in Wahrheit glauben, ob wir reich oder arm sind. Laßt aber das Kreuz über uns kommen, so wird diese Unsicherheit ein Ende nehmen. Da werden wir erkennen, auf welchem Grund wir stehen und was wir auf unserm Grund gebaut haben. Da lernen wir unterscheiden, was aus Gott, was aus uns ist. Wie stellt das Kreuz unsern Charakter, unsere Absichten, unsere Vergangenheit, die Waffen, deren wir uns bedienen, kurz unser ganzes Christenthum ins Licht! Wir erkennen unser Elend und unsere Kraft in all ihren Stufen. Es wird sich zeigen, ob unser Glaube Geduld gewirkt hat, und ob die Geduld fest bleibt bis ans Ende. Wir erfahren, ob wir gelernt haben, bei welchen wir sind, uns genügen zu lassen; ob wir den verborgenen Menschen des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist bewahren; ob wir des Herrn harren und getrost und unverzagt sind; ob die Gnade des Herrn uns ge-

nüget und ob der Friede Gottes unsere Herzen und Sinne in Christo Jesu bewahret. Kurz da sehen wir, ob wir uns nicht das Böse überwinden lassen, sondern das Böse mit Gutem überwinden. Da macht man demüthigende Entdeckungen, aber unter dem Kreuz erkennt man auch die überschwängliche Größe der Kraft Gottes an denen, die glauben.

Die Kreuzeszeiten sind auch Zeiten von Wunderwirkungen. Da kommen Stunden, in welchen wir ausrufen: Wie groß ist deine Güte, die du verborgen hast denen, die dich fürchten, und erzeigest denen, die vor den Leuten auf dich trauen!.... Gott hat himmlische Kräfte, welche, wie die Wasser Siloahs, von seinem Tempel ausfließen, wenn unsere Kräfte versiegen. Das Mittel, diese Kräfte zu erlangen, besteht darin, zu schauen auf Christum als auf den Anfänger und Vollender des Glaubens. Wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, der hat das ewige Leben. Welche ihn ansehen und anlaufen, deren Angesicht wird nicht zu Schanden werden. Es giebt Stunden, da man nicht mehr leben kann, und wo die Entmuthigung aller Worte beraubt. Allein immer bleibt uns noch der flehende Blick nach Jesu; und in diesem Blick aber liegt eine Fülle von Kraft. Es hat der Blick etwas Unmittelbareres als jedes Wort; nimmt uns nun Gott das Wort, so will er uns gewiß etwas Besseres dafür geben. Er öffnet uns die Augen und zeigt uns den Sohn, an dem er sein ganzes Wohlgefallen hat, ihn, dessen Anblick die Heilung ist.

In solchen Stunden des Schweigens, welche wohl die reichsten im Christenleben sind, beweist sich unser Heil, so wir leiden mit Geduld. Da befinden wir uns nicht mehr in den Vorhallen des Tempels, wir sind im Allerheiligsten, nahe an dem Orte der unaussprechlichen Worte, welche kein Mensch sagen kann. Sollten wir nun kreuzesscheu sein, wenn uns das Kreuz den Eintritt zum Allerheiligsten öffnet? Wir sollten das Kreuz von uns werfen, wenn es die Fülle Gottes ist? Sollten wir nicht mit unsern Gedanken und Hoffnungen solche Augenblicke bewillkommnen, welche ewige Segnungen mit sich bringen? Nicht aus dem Staube aufstehen wollen wir, bis wir erkannt haben, daß uns Gott liebt, und daß er uns seiner Heiligkeit theilhaftig machen will. Wir werden erfahren, daß Jesus lebt, daß wir alle Fülle in ihm haben, und daß sein Joch sanft und seine Last leicht ist.

Wie verbindet uns das Kreuz auch untereinander! Wie lieben sich zwei Seelen, welche zu den Füßen Jesu leiden! Welch ein neues Band wird nicht für zwei christliche Ehegatten der Verlust eines Kindes! Was steht einem gebrochenen Herzen näher als ein gebrochenes Herz. Es giebt eine Vertrautheit, welche nur unter dem Kreuz entstehen, nur durch dasselbe sich erhalten kann: es ist aber die innigste. Wir haben hier von zwei christlichen Seelen gesprochen; aber es giebt eine Liebe, welche noch über dieser besondern Liebe steht, nämlich die allgemeine Bruderliebe. Die zu lieben, die uns nicht verstehen, nicht lieben, ja vielleicht uns hassen, das geht über den gegenseitigen Genuß, den man sich in gegenseitiger Liebe ge-

währt. Wann aber werden wir diese Liebe lernen? Wann wird die Liebe in uns lebendig werden, die Alles verträget, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet? Kann es anderswo sein als unter dem Kreuz? Wann hat uns Jesus am meisten geliebt, wenn wir Stufen in seiner Liebe annehmen dürfen? Unter dem Kreuz, da hat er sich für uns selbst geheiligt, da hat seine Liebe die Krone erhalten.

Wir haben eigentlich nur von solchen gesprochen, welche bei Jesu leiden. Das Loos der Andern ist beklagenswerth. Ist schon das Leben ohne Jesum unerträglich, wie viel mehr das Leiden. Wie viele Seelen aber leiden und wissen nicht, wohin sie gehen sollen. Kennst du einen Menschen, der in deine Leiden eingeht, in dem Maaß, als du es wünschest? Wo ist der Mensch, der so ganz und gar weine mit den Weinenden? Nur Einen kenne ich. Sieh auf Jesum, und auf Ihn allein. Ihr Seelen, die ihr umher irrt und nicht wißt, wo eure Lasten niederlegen; ihr Herzen, die ihr den Arzt nicht findet, der eure Wunden heilen könnte; ihr Armen und Elenden alle, um die Niemand sich kümmert, erhebet eure Häupter, eure Erlösung ist nahe. Jesus kennt euch Alle, und er will nur euer Elend. Uebergebt euch Ihm, und Alles wird anders werden. Euer Kreuz, welches es auch sein mag, hat er getragen; eure einsamen Thränen, er hat ihrer gedacht, als er weinete unter seinem unsterblichen Kreuz. Der Durchbrecher geht vor euch her; ergreifet seine Hand und folget ihm nach. Bald wird das finstere Thal grüne Aue werden, die Wüste zu einem Garten des Herrn; und wie

unter dem Kreuz dein Kampf ist, so auch dein Sieg. Trag' es stille; der mit Thränen säet, wird mit Freuden ernten. Heute gehest du hin und weinest, und tragest edlen Samen, aber du wirst kommen mit Freuden und bringen deine Garben.

XI.

Das eitle Kämpfen.

---

1. Kor. 9, 26.

Ich laufe aber also, nicht als aufs Ungewisse; ich fechte also, nicht als der in die Luft streichet.

In dem Kapitel, aus welchem wir die angeführte Stelle genommen, wird das Leben des Christen unter dem zwiefachen Bild eines Wettrennens und eines Wettkampfes dargestellt. Der Apostel gedenkt hier der isthmischen Spiele, welche zu Korinth gefeiert wurden, und bei welchen es galt, seinen Widersacher bald im Wettlauf zu überholen, bald im Faustkampf zu besiegen. Bei der ersten Uebung war vor Allem das Ziel fest im Auge zu behalten, bei der zweiten durfte man den Blick nicht vom Widersacher abwenden. Beide Kampfarten lassen sich im Leben des Christen nachweisen. Dem Christen ist ein Lauf und ein Kampf verordnet. An das Erstere erinnern uns die Worte: Ich jage nach dem vorgesteckten Ziel; laßt uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist; an das Zweite Worte, wie die: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, schaue weder zur Rechten noch zur Linken; ergreifet alle Waffen Gottes. Gleichwie in den Schranken Alle laufen; es kämpfen Alle, aber Einer erlangt das Kleinod:

so giebt es auch im Leben des Christen Kämpfe, die eitel sind. Von diesen wollen wir weiter sprechen. Was uns der Krone beraubt, welche der Herr, der gerechte Richter, giebt, das ist bei den Einen das Laufen als aufs Ungewisse, bei den Andern das Streichen in die Luft. Beide Ausdrücke wollen wir entwickeln. Wir haben in der vorhergehenden Betrachtung die Frage aufgeworfen: Wie tragen wir unser Kreuz? In dieser wollen wir fragen: Wie kämpfen wir? Laufen wir nicht als aufs Ungewisse? Fechten wir nicht, als der in die Luft streichet?

1) Was ist zu verstehen unter dem Laufen als aufs Ungewisse? Wir haben bereits gesagt, es laufe derjenige so, welcher die Augen nicht aufs Ziel heftet. Das Ziel des Christen ist die Krone des Lebens, jenes unvergängliche, unbefleckte und unverwelkliche Erbe, das behalten wird im Himmel uns, die wir aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werden zur Seligkeit. Aber nach diesem Ziele schauen Viele von denjenigen nicht, die da laufen. Ihre Augen irren unterwegs davon ab; anstatt nach dem Kleinod zu jagen, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu, laufen sie aufs Ungewisse. Ihr Leben eilt einer unsichern Zukunft entgegen. In solch einem geistlichen Zustand haben wir Kämpfe ohne möglichen Sieg.

Wornach drängt sich in der That das Leben einer Menge von Christen? Geht es nicht wie von einem Zwielicht zum andern? Nie haben sie sich ernstlich gefragt: Was ist denn eigentlich mein Ziel hienieden? Ihr Leben

fährt dahin wie ein Strom, und den Abgrund sehen sie, der sie erwartet und den wir Ewigkeit nennen.

In dreifacher Weise können die als aufs Ungewisse laufen, im Unbestimmten sein.

Zuerst können sie über sich selbst unklar sein.

Da giebt es Menschen, deren Seele ein wahres Chaos ist. Sie haben sich nie selbst geprüfet, sie haben nie ihr Wesen gesucht und sich zum Herrn bekehrt. Sie werfen sich in das Leben der Aeußerlichkeit, ohne zu wissen, daß ihre Seele auch ihr Leben hat, und daß von diesem Leben eine Ewigkeit abhängt. Sie rennen von einem Gedanken zum andern, von einem Jahr zum andern, aber immer aufs Ungewisse, immer im Unklaren über sich selbst. Sie wissen nicht, ob das eigentliche Wesen ihres Daseins Glück ist oder Unglück, noch ob ihre Beziehungen zu Gott auf dem Fuß des Friedens oder der Getrenntheit stehen. Das ganze Leben ist da nur ein Fiebertraum: Eigentlich streift man nur an das Leben an; man kennt es nicht in der Wahrheit.

Das Unklare über diesen ersten Punkt läßt im Ungewissen über einen zweiten.

Wer so dahin lebt, ist gewiß auch im Unklaren über die Vergebung seiner Sünden. Er weiß nicht, ob er der Verdammniß in die Arme eilt. Nie hat er hell gesehen weder über seine Sünden noch über deren Vergebung. In seiner Dämmerung verschwimmen auch seine Sünden. Darum kennt er weder sie noch ihre Folgen. Frägst du ihn, ob er seiner Vergebung gewiß ist, so siehst du, daß er zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, und bald von der einen zur andern übergeht. Man sollte meinen, es

wäre nicht möglich ruhig hinzuleben, so lange man nicht etwas Gewisses über diesen Hauptgegenstand besitzt. Freilich ruhig ist auch ein solcher Mensch nicht; seine Unruhe ist allgemein sichtbar. Es ist, als fürchtete er die Stimme seines Gewissens zu vernehmen; dieß will er vermeiden, und am besten gelingts, wenn man fortfährt als aufs Ungewisse zu laufen. Man zieht das Unbestimmte der Wahrheit vor, wenn die Wahrheit uns verdammt.

Ist man über den zweiten Punkt im Unklaren, so ist man's auch über einen dritten, nämlich über den Willen Gottes. Wer sich nicht selbst kennt und nicht weiß, ob er begnadigt ist, kann auch nicht den Willen Gottes in Betreff seiner kennen. Er wird in tausend Fällen sich aus sich selbst und im Widerspruche mit dem Willen Gottes bestimmen. Er verharrt in Ruhe bei vielen Dingen, welche Gott verwirft; diese Ruhe aber entspringt nur aus der Unklarheit, in welcher er über die Wege Gottes in Betreff seiner ist. Er sucht sein Heil auf einem Wege, der ganz von dem verschieden ist, welchen Gott in seinem Worte verzeichnet. Noch ehe er den Glauben hat, will er Werke thun, oder er will glauben, bevor sein erwachtes Gewissen erfahren hat, was Buße heißt. Heute schlägt er diesen, morgen jenen Weg ein. Er läuft wohl, aber aufs Ungewisse.

Sicherlich hat ein solches Leben seine Kämpfe, wie jedes andere; welcher Art sie auch sein mögen, sie sind eitel. Wie könnte man, in solch einem Seelenzustande, als Sieger die Schranken verlassen? Es genügt, drei Ursachen anzuführen, aus welchen jeder Sieg unmöglich ist.

Wer aufs Ungewisse läuft, kann nicht unterscheiden.

Wie sollte er Wahres und Falsches erkennen? Nur die religiösen Wahrheiten bieten in den Kämpfen des Lebens die rechte Stütze. Diese Wahrheiten sind mehr als bloße Theorien, es sind Kräfte des zukünftigen Lebens. Wie aber kann sich einer auf diese Wahrheiten stützen, wenn ihm das geistliche Verständniß abgeht, wodurch wir dieselben begreifen? Wie soll man in den Kämpfen des Lebens siegen, wenn man von allerlei Wind der Lehre sich wägen und wiegen läßt, und wenn man den Umständen, den Menschen oder den wechselnden Launen des eigenen Herzens zum Spielzeug dient? Da wird sich bald, was man für Stärke hält, als Schwäche erweisen. Zum Siege müssen uns andere Kräfte führen, als die wir um uns oder in uns finden.

Hat man aber nicht den Sinn zur Unterscheidung, wird man da Waffen gegen die Sünde haben? Die Kämpfe mit der Sünde sind schon heißer, als die mit dem Unglück. Wie könnte man die Sünde besiegen, wenn man ihr aufs Ungewisse hin in die Hände läuft? Durch die Waffen der Grundsätze, der Vorsätze, oder der natürlichen Vorsichtsmaßregeln? Wie schwach sind solche Stützen in den Stunden, wo solche Lüste erwachen, wo die Gelegenheit verlockt und die Leidenschaft entbrennt. Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen mit den bösen Geistern unter dem Himmel. Was soll man von einem Soldaten sagen, der, also bedroht, erst nach seinen Waffen sich umsieht, wenn er schon in der Macht des Feindes sich befindet?

Es giebt aber einen Feind, an den wir nicht denken. Ich spreche von den Gewissensbissen. Erwacht dieser schreckliche Feind in uns, womit werden wir ihn bekämpfen, wenn wir gewöhnlich *aufs Ungewisse laufen*? Was den Sieg unmöglich macht, ist außer dem Mangel an dem Sinn zur Unterscheidung, außer der Ermangelung der Waffen Gottes, die Ohnmacht den Gerichten des Gewissens gegenüber. Früher oder später wird das Licht Gottes unser Leben bescheinen; das Unklare wird weichen und die Wahrheit anbrechen. Rechtfertigt uns aber die Wahrheit nicht, so zermalmt sie uns. Du magst kämpfen wie du willst, du hast nicht die rechten Zurüstungen getroffen, um als Sieger aus den Kämpfen des Lebens, aus den Anläufen gegen die Sünde und aus der Gewalt der Gewissensbisse hervorzugehen.

2) Wir haben so eben gesehen, was der Apostel unter den Worten *als aufs Ungewisse laufen* versteht. Was nun heißt *in die Luft streichen*? Unter diesem zweiten Bild stellt er wieder eitle Kämpfe vor. Das erste Bild war vom Wettlauf, das zweite ist vom Ringen hergenommen.

Man *streichet in die Luft*, wenn man anstatt den rechten Fleck zu treffen, auf dasjenige zuschlägt, was unwichtig ist.

Im Christenleben geschieht es oft, daß man sich über die wahren Widersacher täuscht. Wir führen unnöthige Streiche und sehen nicht, wohin wir eigentlich schlagen sollten.

Viererlei Streiche kann man *Luftstreiche* nennen.

Ich meine zuerst solche, die wir gegen die Macht der Verhältnisse führen.

Wogegen ereifern sich eine Menge Leute? Gegen einen Stand der Dinge, welcher mächtiger ist als sie und an dem sie nichts ändern können. Da giebts einen Kampf zwischen Erz und Thon. Bald sind es politische Verhältnisse. Solche Leute schlagen dann um sich mit Worten, mit Schriften, mit Widersetzlichkeiten, um ihrer Meinung den Sieg zu verschaffen; das aber sind lauter Luftstreiche. Wenn sie stille blieben, so würde ihnen geholfen werden; durch Stillesein und Hoffen würden sie stark sein; aber sie wollen nicht. — Bald ist's ein Mißgeschick in den Geschäften, es scheitert eine Combination, das Vermögen zerrinnt unter den Händen und alle Bemühungen zu helfen bleiben erfolglos. Bald ist's ein Familienverlust: der Tod nimmt von unserer Seite, was uns das Theuerste ist, und ohnmächtig müssen wir den König der Schrecken gewähren lassen. Bald möchte man aus einer Stelle, die man einnimmt, loskommen um jeden Preis: man bewegt sich hin und her, um das drückende Joch abzuschütteln, aber es hilft keine Weisheit, kein Verstand, kein Rath wider den Herrn. Auch das sind Luftstreiche. Es giebt eine andere Art von Kämpfen: die nämlich gegen die Nothdurft des Lebens. Und zwar ist diese Art die einzige, welche eine große Zahl von Menschen kennen. Sie liegen im Streit mit der Dürftigkeit, ihr größtes Glück wäre Wohlhabenheit; alles Andere ist Nebensache. Warum läßt sie Gott in dieser ewigen Sorge? Weil sie nicht den rechten Weg zur Bitte einschlagen. Das Evan-

gelium sagt: Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen. Ich bin jung gewesen, sagt David, und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen. Würden solche Leute mit dem Geistlichen den Anfang machen, so würde es sich bald mit dem Materiellen besser gestalten. Aber das wollen sie nicht. Sie beten nicht und die Ordnung Gottes kehren sie um. Sie trachten zuerst nach allem Andern, nachher wird ihnen, wie sie wähnen, das Reich Gottes zufallen. Auch dieß heißt in die Luft streichen.

Eine dritte Gattung von Kämpfen ist gegen Charaktere, welche uns widersprechend sind. Wir haben Alle Umgang mit Naturen, die uns nicht anstehen und zu welchen unsere Beziehungen gezwungene sind. Wir meinen, daß wenn solche Naturen sich änderten oder wir sie los würden, wir einen Sieg feiern könnten. Man setzt sich's in den Kopf, daß so lange die Opposition dauere, unser Leben seinen Zweck verfehle. Was macht man nun? Man steift sich, man ficht in Worten und Thaten, dann wird man matt in seinem Muth und läßt ab. Man denkt nicht an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat. Anstatt der Weisheit, die gelinde ist, zeigt man bittern Neid und Zank; man fühlt nicht, daß überall, wo diese Bitterkeit einkehrt, nur Unordnung und eitel bös Ding ist. Freilich schlägt man zu, aber man faßt den rechten Widersacher nicht in's Auge.

Endlich giebt es noch eine Art, den alten Menschen

zu schlagen, welche auch ohne Frucht ist! Wenn man nämlich, anstatt den allgemeinen Geist unserer Natur anzugreifen, nur irgend eine einzelne Sünde bekämpft. Man will irgend einen Fehler ablegen, nicht aber zu Christo sich bekehren. Das nennt Christus einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flicken, oder den neuen Most in alte Schläuche fassen. Was wird da geschehen? Der Riß wird größer, die Schläuche zerreißen und der Wein wird vergossen. Es geht nicht vorwärts, wenn man heute gegen die Ungeduld, morgen gegen die Eigenliebe, übermorgen gegen die Trägheit kämpft, aber nicht die Nothwendigkeit einer allgemeinen Umänderung fühlt. Alle Gebrechen entspringen aus einer und derselben Quelle; ist aber die Quelle unseres Lebens nicht eine andere geworden, so werden auch unsere Fehler nicht weichen. Der Feind, den wir zu bekämpfen haben, ist unsere allgemeine Gesinnung. Werde deines gefallenen Zustandes bewußt und demüthige dich unter die allmächtige Hand Gottes. Mache Frieden mit ihm und gieb dein Herz Christo. Dann werden alle Tugenden zusammen sich melden. Ein jedes sonstige Kämpfen ist ein Streichen in die Luft, das fruchtlos erschöpft.

Ach! wie manches Leben ist ein fortgesetzter Kampf, in welchem die schönsten Tage nur Mühe und Arbeit sind. Keiner dieser Kämpfe bringt was ein. Man hält sich an die Umstände und führt mit den Bedürfnissen Krieg; man will die Gemüthsarten umändern, man streitet mit sich selbst und sinkt zuletzt mit Wunden bedeckt und immer besiegt auf dem Kampfplatz um. Was haben denn

die angefangen, welche siegten? Denn immer muß es doch einige Sieger gegeben haben.

Zwei Rathschläge giebt uns hierüber die Weisheit von oben: Schaue nach dem vorgesteckten Ziele in deinem Lauf; streitest du aber, so kenne deinen Widersacher. Christus ist das Ziel des Christen; richte nach ihm dein Dichten und Trachten; bitte ihn, dir die Augen über dich selbst zu öffnen und deines ganzen Lebens Mittelpunkt zu werden. Kämpfst du aber, so richte deine Schläge auf deinen Hauptgegner, jenen Heerd nämlich von Lüsten, welche gegen deine Seele streiten. Niemand sage, wenn er versucht wird, daß er von Gott oder sonst was versucht werde; ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Greife den alten Menschen bei der Wurzel an und alle anderen Gegner werden sich übergeben müssen. Bitte um ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist. Wird einmal das Bedürfniß nach einer solchen allgemeinen Umwandlung reif sein, so wirst du nicht mehr in die Luft streichen und keine fleischlichen Waffen mehr gebrauchen. Du wirst nicht mehr in dir, aber bei einem Mächtigern als du bist, deine Stärke suchen. Jesus wird gemeinschaftliche Sache mit dir machen, und mit ihm wirst du Bollwerke zerstören. Du wirst erfahren, wie mächtig der Glaube und diese neue Liebe sind. Ich vermag Alles, sagt der Apostel Paulus, durch den, der mich mächtig macht, Christus. Wie aber macht er uns mächtig? Zuerst zeigt er uns seinen eigenen Sieg; er eignet ihn uns an. Da sehen wir alle unsere Feinde ausge-

zogen, er hat aus ihnen Allen einen Triumph gemacht an dem Kreuz. Glaube ihm und nimm Theil an diesem Triumph. Dieser Glaube wird für dich eine unüberwindliche Rüstung sein. Glaubst du von Herzen, daß Christus für dich gesiegt hat, so wird er auch in dir alles dasjenige besiegen, was noch nicht seiner Herrschaft unterworfen ist. Der da gerecht macht, heiliget auch und macht gleich dem Ebenbilde seines Sohnes. Sind wir aber Eins mit ihm geworden, so werden unsere Kämpfe eben so viele Segnungen werden. In der Macht der Verhältnisse werden wir den Willen des Herrn verehren; in den Entbehrungen, welche er uns auferlegt, sehen wir die Keime unserer zukünftigen Herrlichkeit; in dem Widerstand Anderer erkennen wir einen Ruf des Meisters, sanftmüthig und demüthig von Herzen zu sein, auf daß wir Ruhe finden für unsere Seelen. In dem Kampf mit uns selbst übergeben wir ihm unsere Waffen, der Herr wird für uns streiten und wir werden stille sein. So werden wir nicht matt werden in unserm Muth, wir werden den guten Kampf des Glaubens kämpfen, mit freudiger Seele und die Augen geheftet auf unsern Anfänger und Vollender. Die Gegner sind so zu Führern zu Christo geworden. Indem unsere Kämpfe vermehrt werden, will Christus nur seine Liebeserweisungen gegen uns vermehren und uns dem Sieg näher bringen. Wir werden uns leiden als gute Streiter Jesu Christi, und ohne uns zu flechten in Händel der Nahrung, auf daß wir gefallen dem, der uns angenommen hat. Alles

wird gering erscheinen, sind wir einmal zum Ziel gelangt, zu der Ruhe, die noch vorhanden ist für das Volk Gottes. Versetze dich schon heute an jenes Ziel und vergegenwärtige dir die Freude, dann sagen zu können: Ich habe meinen Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten, ich sehe die Krone der Gerechtigkeit strahlen, welche der Herr, der gerechte Richter mir giebt, und nicht nur mir, sondern allen denen, die seine Erscheinung lieb haben.

XII.

Die Rückfälle.

Lucas 22, 54—62.

Sie griffen ihn aber, und führeten ihn und brachten ihn in des Hohenpriesters Haus. Petrus aber folgete von ferne.

Da zündeten sie ein Feuer an mitten im Palast, und setzten sich zusammen, und Petrus setzte sich unter sie.

Da sahe ihn eine Magd sitzen bei dem Licht, und sahe eben auf ihn, und sprach zu ihm: Dieser war auch mit ihm.

Er aber verleugnete ihn, und sprach: Weib, ich kenne ihn nicht.

Und über eine kleine Weile sahe ihn ein Anderer, und sprach: Du bist auch derer Einer. Petrus aber sprach: Mensch, ich bin es nicht. Und über eine Weile, bei einer Stunde, bekräftigte es ein Anderer, und sprach: Wahrlich, dieser war auch mit ihm; denn er ist ein Galiläer.

Petrus aber sprach: Mensch, ich weiß nicht, was du sagest. Und alsobald, da er noch redete, krähete der Hahn.

Und der Herr wandte sich, und sahe Petrum an. Und Petrus gedachte an des Herrn Wort, das er zu ihm gesagt hatte: Ehe denn der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.

Und Petrus ging hinaus, und weinte bitterlich.

Es hatte der Heiland, kurz bevor er verrathen ward, zu seinen Jüngern gesagt: In dieser Nacht werdet ihr euch Alle ärgern an mir. Denn es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen.

Und Petrus antwortete und sprach: Wenn sie auch Alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern. Jesus sprach zu ihm: Wahrlich, ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen. Petrus sprach zu ihm: Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen. Deßgleichen sagten auch alle Jünger.

Was ward einige Stunden darauf aus der Hingebung, welche Petrus für seinen Meister zu haben vermeinte? Wir haben die Antwort in unserm Texte. Petrus hatte sich wenig gekannt; er fällt dreimal und immer tiefer. Zuerst ist's eine Lüge, dann ein Meineid, zuletzt eine Gotteslästerung. Das sind die Sünden, in welche er verfällt und welche ihm die Wahrheit über sein eigenes Herz aufschließen. Es war jedoch Petrus zu jener Zeit kein Neuling mehr in der Erkenntniß Christi. Schon drei Jahre hatte er Christo gefolgt, und der Geist Gottes hatte schon auf mannigfache Weise in ihm gewirkt. Als er das schöne Bekenntniß ablegte: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Da antwortete ihm Christus: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel. Später, als einige Jünger sich abwandten, und als Jesus zu den Zwölfen die Worte sprach: Und ihr, wollt ihr nicht auch von mir gehen? Da antwortete Petrus: Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Nach solchen Vorgängen sollte man Petrum für eine wohlbegründete und treue Seele halten; aus dem, was im Hofe des Hohenpriesters vorfiel, mögen wir sehen, wie man sich über den entschiedensten Christen täuschen kann. Nicht von Petrus wollen wir weiter sprechen, sondern von uns. Was für einen Christen das Traurigste ist, das sind seine Rückfälle. Davon wollen wir handeln. Wir haben schon manche Seite unseres Elendes in den vorangehenden Betrachtungen beleuchtet, was aber einem aufrichtigen Christen den größten Kummer bereitet, das ist das stäte Zurücksinken in dieselben Fehler, ohnerachtet der Demüthigungen, durch welche er schon gegangen. Man denkt, man wäre geheilt, nachdem man so lange in der Kenntniß des Herrn steht und in seiner Schule so manche Erfahrung gemacht hat; eine geringe Gelegenheit aber genügt, um uns zurückzuwerfen und tiefer vielleicht, denn sonst ein Mensch fallen würde. Das Beispiel Petri macht uns auf drei Punkte aufmerksam. Zuerst weisen wir die Merkmale eines jeden Rückfalls nach; sodann untersuchen wir, was einen solchen hervorruft; zuletzt wie wir von demselben wieder aufstehen. Diese drei Punkte wollen wir zum Gegenstand unserer Betrachtung nehmen.

1) Es ist ein Rückfall keine gewöhnliche Sünde. Es giebt Sünden, in welche wir durch Ueberraschung oder durch Unerfahrenheit gerathen; solcher Art ist der Rückfall nicht. In ihm zeigt sich eine ganz besondere Untreue, die sich am wenigsten entschuldigen läßt, da wir über unsere Natur schon im Klaren sein können und durch manchen Schmerz gewarnt wurden. Da spricht denn das Gewissen mit lauter Stimme und läßt uns die ganze Bitterkeit der Sünde

schmecken. Man hatte die Folgen desselben Fehltritts schon getragen, man sollte gewitzigt sein, und doch ist man zurückgefallen, und zum zweiten Male verurtheilt man sich zu denselben Qualen. Was aber noch bedenklicher ist bei solchen Rückfällen, das ist, daß wir das Gewissen abstumpfen, und uns zum Kampf immer untüchtiger machen. Was bei Petro in einer Stunde sich zusammenfaßt, der dreimalige Rückfall in dieselbe Sünde, das trägt sich bei Andern oft in Jahren zu. Man schleppt manchmal von einem Jahr zum andern eine Sünde, welche man schon manches Mal im Stillen beweint hat. Es sieht die Welt unsere Reue nicht immer, wir verbergen sie oft unter einem muthigen Aeußern; so auch naht sich Petrus tapfer dem Feuer, wo die Diener und Kriegsknechte sich wärmten. Aber solche Stunden der Reue machen noch keine Bekehrung. Dieselbe Sünde wird wieder mächtig, und dieser unaufhörliche Wechsel von Sünde und Reue nützt zuletzt das Gewissen ab und wird die Quelle von vielen Betrübnissen. Wäre nun solche Betrübniß eine göttliche Traurigkeit! Aber weit davon entfernt! Es ist nur Niedergeschlagenheit, die anstatt zur Heilung zu führen, nur größere Schwäche zurückläßt. Man muß sich sagen: du hättest diesen Rückfall vermeiden können, nun aber ist's zu spät; dieser innere Vorwurf nagt an uns, aber er hilft uns nicht auf. Wir klagen uns an, die Gnade vergeudet zu haben. Denn in der That regt sich die Gnade Gottes bei der Gefahr eines Rückfalls ganz besonders; oft stellen sich ganz klare Umstände ein, die uns sehen lassen, wie Gottes Fürsorge uns vom Uebel zurückhalten möchte und wie nicht er es ist, der uns versucht. Dafür aber wird

das Böse sogleich desto gewaltiger, wenn wir der Lust nachgeben, nachdem wir so eigentlich gewarnt wurden. Gleich auf den ersten Fall des Petrus folgte ein zweiter; es kömmt nie eine Sünde allein, und jede nachfolgende ist ernster, denn die vorhergehende. So ist man oft in Fehltritten ohne Zahl, deren man sich nie fähig gehalten, und welche nur die Folgen eines Rückfalls waren. Nie hätte Petrus sich eines Meineids, einer Gotteslästerung fähig geglaubt; nie hatte er sie zu bekämpfen gehabt. Aber gleich sind sie da, nach der ersten Verleugnung; so braust hie eine Tiefe und da eine Tiefe in dem Herzen. Welche Ursachen führen denn gewöhnlich zu Rückfällen? Die Geschichte des Petrus mag uns hierüber belehren.

2) Christus hatte den Petrus gewarnt; er hatte ihm deutlich gesagt, daß er nicht mehr Kraft besäße als ein Anderer: aber Petrus hatte das Wort des Herrn nicht bis in's Mark und Bein eindringen lassen; dieß war ein erster Fehler. Wir setzen uns einem Rückfall aus, wenn das Wort Gottes in unserm Herzen nicht den Raum gewinnt, der ihm gebührt. Auf jeder Seite der Bibel werden wir gewarnt: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. Behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus geht das Leben. Wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge. Sage nicht: es ist Friede, es hat keine Gefahr; denn es kann dich das Verderben schnell überfallen, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und du würdest nicht entfliehen. Solche Worte können wir auswendig,

wir lassen sie aber über unsere Seelen hingleiten, anstatt sie zu Wächtern über unsere Mauern zu bestellen. Wir verlassen uns auf die Beständigkeit der Verhältnisse, und auf den guten Willen unsers Herzens. Aber wie leicht sind die Verhältnisse verändert, und wie oft ist eben jener gute Wille zum Fallstrick geworden. Die Sünde ist immer vor unserer Thüre; ein Nichts kann uns derselben preisgeben. Einige Stunden vor seinem Fall hatte Petrus noch in der süßesten Gemeinschaft mit dem Herrn gelebt. In solchen Stunden der Gemeinschaft glaubt man sich eines jeden Rückfalls unfähig. Wie sollten wir Den nicht lieben, der uns zuerst geliebt; haben wir doch geschmeckt, wie freundlich der Herr ist! Petrus hatte sich auf seine Liebe zum Herrn verlassen; Diese Liebe scheint ihm sicherer als Jesu Worte, und diese Sicherheit bringt ihn zu Falle. Nie ist uns der Feind näher, als wenn wir in der Nähe Jesu sind und von ihm irgend eine besondere Gnadenbezeugung erhalten. Nach solchen besonders süßen Stunden haben wir doppelt zu wachen. Man sollte meinen, der Feind wolle nun auch ankommen, nachdem der Herr bei uns eingekehrt und aufs Neue uns mit der Fülle seiner Gaben erfreut hat.

Was Petrum der Gefahr noch mehr aussetzte, war der Ort, wohin er sich begab. Was hatte er im Hof des Hohenpriesters zu thun? Jesus hatte dießmal nicht zu ihm gesagt: Folge mir nach, wie dort am Ufer des galiläischen Meeres. Die Neugierde treibt den Jünger. Er betritt einen Weg, der ihm nicht vorgezeichnet wurde. Auf solchen Wegen stellen sich die Rückfälle ein. Wir können immer auf besondere Gnade zählen, wenn wir uns auf dem

Pfad der Pflicht befinden; es mag eine Lage noch so gefährlich sein, hat uns der Herr in dieselbe versetzt, so werden wir auf den Löwen und Ottern gehen, und nichts wird uns schaden können. So aber ist es nicht, wenn wir auf selbsterwählten Wegen wandeln. Wir mögen einen solchen Weg aus Geschmack, aus Neugierde oder sonst einem Beweggrund einschlagen. Würden wir die Geschichte unserer Rückfälle überschauen, so würden wir finden, daß eine gute Zahl derselben außer dem Kreis, den uns der Herr angewiesen, sich zugetragen haben. Gedenken wir seines Worts: Aergert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Was vom Fuß gesagt ist, ist auch gesagt von der Hand. Zuweilen unternehmen wir etwas oder mischen uns in etwas, das uns nichts angeht. So stellen wir uns aufs Schlüpfrige. Prüfen wir, was da sei wohlgefällig dem Herrn, und haben wir nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken. Wir werden vollauf zu thun haben, wenn wir in den geringen Dingen treu sein wollen. Aber man zieht oft das Außergewöhnliche dem Einfachen vor. Da läßt uns der Herr gewähren, aber wir müssen für die Folgen dessen, was wir thun, einstehen.

Einmal in dem verhängnißvollen Hofe, kann Petrus den Umgang mit den Leuten, die darin sind, nicht mehr vermeiden. Diese aber sind keine Freunde des Heilands. Und diese Gesellschaft beschleunigte den Fall des Jüngers. Nicht als ob wir nur mit Christen Umgang pflegen sollten. Wollten wir jede Berührung mit der Welt vermeiden, so müßten wir dieselbe verlassen. Wir mögen darin verbleiben, doch nicht uns ihr gleichstellen, sondern uns be-

wahren vor ihren Befleckungen. Dieß ist das Schwere und noch schwerer ist es in einer Umgebung, welche der Herr nicht für uns ausgewählt hat. Kaum ist Petrus mit diesem Haufen, so verleugnet er auch seinen Meister. Eine geringe Magd schüchtert ihn ein. Ich kenne diesen Menschen nicht, spricht er. Werfen wir nur nicht zu schnell den Stein auf den Jünger. Man kann den Herrn verleugnen, ohne gerade die Worte: ich kenne ihn nicht, im Munde zu haben. Vielleicht verleugnen wir ihn häufiger durch Schweigen, als durch Reden. Verleugnen wir ihn nicht auch, wenn wir uns in weltlichen Gewohnheiten gehen lassen, auf eitles Geschwätz aufmerksam lauschen, durch ein beifällig Lächeln oder sonst eine Ermuthigung den Weltlichen ermuntern; wenn wir lange Jahre mit Jemandem leben, ohne je von dem Einen, das Noth thut, mit ihm zu sprechen, ist man da weniger schuldig als Petrus? Doch nicht nur aus Menschenfurcht, auch aus Verwegenheit kann man den Herrn verleugnen. Es giebt Christen, welche der Schmach sich entgegen drängen, und welche in ihre Beziehungen zu den Weltkindern eine herausfordernde Miene annehmen. Wenn Petrus kühn zu dem Feuer tritt, wo er an der Unterhaltung Theil nehmen und wo sich seine Kraft in ihrem wahren Licht zeigen wird, erinnert er uns nicht an gewisse Christen, welche sich in weltliche Gespräche nur darum einmischen, um irgend ein schlagendes Wort anzubringen? Heißt es nicht Christum verleugnen, wenn man in einem Geiste zeugt, der nicht der Seinige ist? Wirft man nicht ein ungünstig Licht auf das Evangelium selbst, wenn man durch seine Art glauben macht, als ob alle Christen steif und

beißend wären, dadurch, daß wir selbst einen zu kecken Geist zeigen? Wie mancher Rückfall in unserem christlichen Leben kommt aus diesen beiden Ursachen. Wir sind entweder zu feige oder zu scharf. Die Salbung Christi mangelt uns zu häufig; sie allein aber macht den Christen.

Daher kommen gewöhnlich unsere Rückfälle. Wir halten das Wort Gottes nicht in dem Ansehen, welches ihm zukommt, über der Einflüsterung unseres Herzens. Wir betreten Wege, welche uns der Herr nicht anweist. Endlich fallen wir in unsern Beziehungen zur Welt bald in die Nachgiebigkeit, bald in Schroffheit.

Wodurch stand Petrus wieder auf? Diesen dritten Punkt wollen wir nun beherzigen.

3) Ist es genug, das Gegentheil von dem, was Petrus that, zu thun, um einem Rückfall zu entgehen?

Es giebt leider Christen, für welche das Wort Gottes von großem Gewicht ist, welche sorgfältig auf ihre Schritte achten, und welche in ihren Beziehungen zur Welt sehr behutsam sind. Haben solche Christen nicht noch täglich über Rückfälle zu klagen? Was sie leisten, ist eben nicht Alles. Es fehlt wohl noch der Hahnenschrei und der Blick Jesu. Die Gnade siegte, als der Hahn zum zweitenmal krähte und als die Augen des Petrus und die Augen seines Meisters sich begegneten. Einmal schon hatte der Hahn gekräht, aber des Jüngers Herz war nicht davon getroffen worden; noch fehlte der Blick Jesu. Das Erwachen des Gewissens ist nicht genug; dabei bleibt der Sünder unter dem Gesetz. Deßgleichen ist ein Blick auf Jesum, bei schlummerndem Gewissen, auch verloren. Aber laß in eines Sünders Herz das Wort des Gerichts ein-

dringen und zu gleicher Zeit vor ihm die Arme Jesu sich öffnen, und du wirst erkennen, was uns wieder von unsern Rückfällen zurückbringt und uns heilt. Stellen wir uns jeden Morgen mit wachem Gewissen unter das Auge des Heilands; führen wir also unsern Wandel, so werden wir erfahren, daß der Herr alle erhält, die da fallen, und alle aufrichtet, die da niedergeschlagen sind.

Als Petrus, zerschlagen, doch getröstet, hinaus in die Straße eilt, ist er allein, mitten in der Nacht.

Erinnert uns diese Nacht nicht an eine andere?

Früher oder später werden auch wir in eine Nacht gerathen, wo wir allein, rings von Finsterniß umgeben sein werden. Ueber ein Kleines, und wir werden auf unserm Todesbette liegen. Was wird da in uns vorgehen, wenn, im Angesicht der Nacht der Ewigkeit, wir einen Blick auf die Rückfälle unseres ganzen Lebens werfen werden? Erheben sich da die Berge von Befleckungen und Veruntreuungen, in dem Augenblick, wo für uns der Hahn krähen wird; selig dann diejenigen, auf welche das Auge Jesu fällt! Seien wir überzeugt, daß er immerdar selig machen kann, die durch ihn zu Gott kommen, und daß er immerdar lebet und bittet für uns. Fühlst du dein ganzes Leben wie eine Bürde auf dich fallen, da wende deine brechenden Augen auf den Heiland, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er wird die bittern Thränen, die du vergießest, verstehen. Er weiß, daß deine ausgestreckten Arme gleichsam fragen: Bist du noch derselbe? Kannst du mich noch lieben? Du deutest auf dein angehäuftes Elend, und vor dem anbrechenden Todeskampf rufst du abermals:

Kannst du mich noch lieben? Gewiß! er wird dir antworten. Erst dann bestätigt sich Alles, was man dir von ihm gesagt hat. Wie eine ausgeschüttete Salbe wird der Name Jesus sein. Das Blut, von dessen mächtiger Kraft die ganze Bibel zeugt, wird seine unsterbliche Wirkung an dir offenbaren. Der Blick, der einst auf Petrum gefallen, wird auf deine sterbende Seele sich wenden und zu dir sagen: Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. In seinen Todeswunden erblicken wir unsere Heilung; in seinen mitleidsvollen Augen lesen wir unsere Rettung. Und wann die Menge der himmlischen Heerschaar sich niederbeugen wird auf dieses Sterbebette, wann sie fragen wird: „Wer ist, der aus großer Trübsal kommt?“ so wird die Antwort lauten: Es ist eine Seele, die ihr Kleid gewaschen und ihr Kleid helle gemacht hat im Blute des Lammes. Da wird die Finsterniß vor dir Licht werden; die Spuren all der geistlichen Gebrechen werden verschwinden in einem ewigen Jubel; du wirst vor dem Stuhl Gottes sein und ihm dienen Tag und Nacht in seinem Tempel, und der auf dem Stuhl sitzt, wird mit dir wohnen!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

